

Vorbemerkung

Der folgende Text ist der Anfang einer geplanten Biographie der Eltern von Alexander Grothendieck

Alexander Schapiro/Tanaroff und Hanka Grothendieck

Es handelt sich um eine vorläufige und etwas gekürzte Version. Es soll ausdrücklich betont werden, dass der Text noch nicht abschließend redigiert und auf Fehler durchgesehen wurde. Interessenten können von mir auf Anfrage u.U. auch eine ausführlichere Version erhalten.

Ich habe bereits bei früherer Gelegenheit verschiedene Texte über Grothendieck ins Internet gestellt. Dabei war es insbesondere mein Bestreben, zahlreiche Irrtümer und Ungenauigkeiten, die über Grothendieck und sein persönliches Umfeld im Umlauf sind, zu bereinigen und zu korrigieren. Das ist mir – wie ich leider feststellen musste – nur sehr eingeschränkt gelungen. Es werden, teilweise unter Berufung auf meine Texte, vielfach dieselben Irrtümer und neue dazu verbreitet. Es ist nach wie vor mein Bestreben, Licht in das Dunkel zu bringen, das Grothendiecks Eltern und lange Abschnitte seine eigenen Lebens einhüllt, und hoffe, dass meine Berichte letzten Endes doch dazu beitragen werden.

Überflüssig zu erwähnen: Für Hinweise, Korrekturen und Bemerkungen aller Art wäre ich sehr dankbar.

Winfried Scharlau

März 2007

1. Novozybkov 1890

Man möchte eine Biographie mit einem klaren und eindeutigen, möglichst informativen Satz beginnen, etwa so: Alexander Schapiro wurde am ???? in der ukrainischen Kleinstadt Novozybkov als Sohn einer jüdischen Familie geboren.

Doch schon bei diesem allerersten Satz gerate ich ins Stocken, Zweifel und Ungewissheit nehmen überhand, kaum dass man begonnen hat. Ja, es ist richtig: Sein Vorname war Alexander, doch zeit seines Lebens nannten ihn alle Freunde, Bekannte und Verwandte nur Sascha, und wir werden unseren Helden auch in diesem Buch

Sascha nennen. Nichts spricht dagegen, dass sein Familienname Schapiro war, aber einen Beweis dafür gibt es auch nicht, nicht einen einzigen schriftlichen Beleg. Es existiert ein starkes Indiz, dass er tatsächlich Schapiro hieß, denn eine Frau, mit der er Anfang der zwanziger Jahre verheiratet war, hatte diesen Namen. Auch hat sein Sohn angeblich geäußert, dass sein Vater Schapiro geheißen habe, doch schriftlich bestätigt hat er das niemals. Fest steht nur, dass seit etwa 1923 Sascha mit gefälschten Personalpapieren unter dem Namen Tanaroff gelebt hat, ein russischer Name, kein jüdischer.

Vielleicht ist es unwichtig, das genaue Geburtsdatum zu wissen, - es sei denn man ergeht sich in astrologischen Spekulationen wie sein Sohn, ...

Novozybkov - das ist richtig: Dort lebten seine Eltern und dort wurde er geboren. Jüdische Familie? Ja, Sascha hat erzählt, sein Vater stamme aus einer frommen chassidischen Familie, einer seiner Großväter sei sogar Rabbiner gewesen. Doch „Familie“ - da gerät man wieder ins Grübeln. Eine Familie im Shtetl ist kinderreich, es gibt Verwandte, Onkel, Tanten, Nichten und Neffen. Doch kein einziges Mal wird an irgend einer Stelle von Geschwistern Saschas berichtet. Er scheint das einzige Kind seiner Eltern gewesen zu sein, und mit vierzehn Jahren hat er das Elternhaus verlassen. Von „Familie“ war da nicht mehr die Rede.

Was wissen wir überhaupt von Saschas Eltern? Fast nichts; es lässt sich in wenigen Zeilen zusammenfassen. Im Jahr 1930 musste Sascha vor den Berliner Behörden eine Erklärung über seine Herkunft abgeben. Über seinen Vater heißt es in dieser Erklärung: „Verstorben 1923“, und über seine Mutter „Unbekannt in Rußland, (Marie Tanaroff geb. Dimitriewa in Nowozubkow)“. Das mag teilweise richtig sein oder auch falsch. Der Name Tanaroff war gefälscht, und

er wird als Name seiner Eltern keinen anderen haben angeben können. Vielleicht ist sein Vater wirklich 1923 verstorben. Seine Mutter lebte jedenfalls noch 1930, denn es existiert eine Fotografie von ihr aus diesem Jahr.

Es ist schwer, das Gesicht auf dieser Fotografie zu deuten: Ein konzentrierter, skeptischer und prüfender Blick, schmale Lippen, vielleicht eine winzige Spur eines Lächelns, ein intelligentes und diszipliniertes Gesicht, keine Frau, die die traditionelle Rolle einer jüdischen Frau im Shtetl ausgefüllt hat, kein glückliches Leben.

Sascha hat sich gelegentlich über seine Eltern geäußert: „Meine Mutter ist eine sehr kluge Frau,“ erzählt Sascha. „Mein Vater nannte sie oftmals die Hexe. Er sagte so, weil oftmals ist eine Sache so herausgekommen, wie sie vorausgesagt hatte; das war gar keine Hexerei, sie hat nur klar gesehen und geurteilt. Er hat sie sehr hoch geachtet. Aber ich glaube, sie haben nicht sehr glücklich gelebt miteinander. Zu mir hat gesagt meine Mutter manchmal: Wenn ich wüsste, daß du wirst deiner Frau soviel Kummer machen wie dein Vater mir, dann will ich dich lieber als Kleinen begraben. Mein Vater ist ihr sicher immer treu gewesen, wie man es sagt, aber – glücklich ist sie nicht gewesen.“

Bei anderer Gelegenheit sagt er, dass seine Eltern der Mittelschicht angehörten; man sollte sie sich also vielleicht nicht als typische orthodoxe Ostjuden vorstellen, wie sie üblicherweise in unvorstellbarer Armut in den Shtetl der polnischen, weißrussischen, ukrainischen oder litauischen Kleinstädte lebten. Vielleicht schwächte sich ihre jüdische Identität schon ab. Von Sascha wird berichtet: „Die Religion scheint keinen großen Einfluss auf ihn gehabt zu haben.“

Fast alle Fragen über Saschas Herkunft und seine Familie bleiben offen, werden sich aller Voraussicht nach nie mehr aufklären lassen. Welche Sprache wurde in seinem Elternhaus gesprochen? Von Personen, deren Familiengeschichte auch in die jüdisch geprägte Welt Osteuropas führt, wurde mir gesagt, dass „selbstverständlich“ Jiddisch gesprochen wurde. Mag sein, aber ich bin mir nicht sicher. Später, in Westeuropa, wurde Sascha immer nur „der Russe“ genannt. Mit seinen anarchistischen Mitkämpfern hat er Russisch gesprochen. Später in Berlin fällt einmal eine Nebenbemerkung, dass Sascha froh sei, mit einem Besucher in seiner Muttersprache reden zu können, und bei dieser Gelegenheit handelte es sich zweifellos um Russisch. Er wollte Schriftsteller werden, und das Wenige, was er jemals zu Papier gebracht hat, dürfte in russischer Sprache geschrieben worden sein. Insgesamt tendiert der Verfasser eher zu der Meinung, dass Saschas Muttersprache Russisch war. – Welche

Schulausbildung hat er bekommen? Wir wissen es nicht. Vermutlich gab es in Novozybkov eine höhere Schule. Hat er sie besucht? Man wüsste auch gerne, welchen Beruf sein Vater ausgeübt hat? War er ein Händler oder Kaufmann wie so viele Juden, war er ein kleiner Angestellter in einer Bank, bei einer Behörde? Wir wissen es nicht? Woher hat Sascha die unbeugsame Kraft, den Mut, den Kampfeswillen, die Leidenschaft, die Entschlossenheit, die sein ganzes Leben bestimmten? Wir wissen das alles nicht.

Vielleicht sollten wir noch einen Blick auf die Kleinstadt Novozybkov werfen, den Ort, an dem Sascha die ersten vierzehn Jahre seines Lebens verbracht hat. Wenn wir schon fast nichts über sein Leben in diesen Jahren wissen, können wir wenigstens versuchen, uns die Szene des unbekanntem Geschehens zu verdeutlichen.

Novozybkov wurde 1701 gegründet und zwar von Angehörigen der „Altgläubigen“, einer orthodoxen Sekte, die sich im 17. Jahrhundert von der russisch-orthodoxen Kirche abgetrennt hatte. Bis heute ist Novozybkov eine Hochburg der Altgläubigen; zwischen den Weltkriegen bekannte sich fast die gesamte Bevölkerung außer der jüdischen Minderheit zu dieser Religion. 1806 erhielt der Ort die Stadtrechte. Die Stadt liegt nahe dem Dreiländereck Russland, Weißrussland, Ukraine zwischen der russischen Stadt Bryansk und der weißrussischen Gomel. 1890 gehörte sie offenbar zur Ukraine, heute zu Russland. Die große Mehrheit der Bevölkerung dürfte immer Russen gewesen sein. In einer Volkszählung von 1861 werden 7493 Einwohner genannt, davon nur 161 Juden. In den folgenden Jahrzehnten ist es dann offenbar zu einer massiven jüdischen Einwanderung gekommen. Im Jahr 1914 waren von insgesamt 22345 Einwohnern mehr als ein Viertel, nämlich 6881, jüdischen Glaubens. Der ganz überwiegende Teil der Bevölkerung wurde dem Kleinbürgertum („petty bourgeois“) zugerechnet; Bauern, Händler, Adelige und Militärangehörige bildeten jeweils kleine Minderheiten.

Ob die Juden in Novozybkov wirklich in einem typischen Shtetl gelebt haben, das heißt vor allem unter unvorstellbar ärmlichen Verhältnissen mit beschränkten Erwerbsmöglichkeiten, ist nicht sicher. Es gab den für ein Shtetl typischen weitläufigen Marktplatz, auf dem sich an Markttagen eine große Zahl von Kutschen und Händlern versammelten, es gab natürlich eine Synagoge und sicher auch ein Badehaus, einen jüdischen Friedhof und eine Talmudschule. Die heute noch vorhandenen Fotografien aus der Zeit um die Jahrhundertwende zeigen aber eher die typischen repräsentativen Gebäude einer russischen Kleinstadt auf dem Lande: Bank, ver-

schiedene Verwaltungsgebäude, Häuser reicher Bürger, Hotels, einige Manufakturen.

Während der russischen Revolution 1905 und der Aufstände gegen das Zaren-Regime kam es auch hier wie in vielen anderen Städten des russischen Reiches zu schweren antisemitischen Pogromen. Verantwortlich dafür waren vor allem die „Schwarzen Hundertschaften“, Gruppen extremer Royalisten, die sich mit Unterstützung der Regierung und der russisch-orthodoxen Kirche auf Massaker an Juden, Armeniern und anderen Minderheiten spezialisiert hatten. Über diese Pogrome berichtet ...

Nach der Besetzung der Stadt im Sommer 1941 durch deutsche Truppen wurden alle jüdischen Einwohner ermordet; nur wenige konnten entkommen. Man wird annehmen dürfen, ...

In jüngerer Vergangenheit ist Novozybkov eine der am stärksten von dem Reaktorunglück in Tschernobyl betroffenen Städte. Ein heftiger Wind trieb die radioaktive Wolke genau über diese Stadt. Die Bevölkerung wurde niemals wirklich über das Unglück aufgeklärt und leidet noch heute unter den Folgen. ...

Dieses Buch beschreibt das Leben eines Anarchisten, und vielleicht ist es nicht ganz überflüssig einmal kurz zu sagen, was Anarchismus ist:

Anarchismus ist eine Weltanschauung, deren Fundament die Überzeugung ist, dass die Herrschaft von Menschen über Menschen und jede Form von Hierarchie zur Unterdrückung individueller und kollektiver Freiheit führt, nicht gerechtfertigt, repressiv und im Effekt gewaltsam ist. Der Anarchismus propagiert die Auflösung staatlicher hierarchischer Strukturen. Er stellt individuelle Freiheit, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung und kollektive Selbstverwaltung in den Mittelpunkt und strebt eine herrschaftsfreie Organisation der Gesellschaft an.

Zweimal im 20. Jahrhundert konnte eine anarchistische Gesellschaftsordnung ansatzweise in größerem Rahmen verwirklicht werden: Im Zuge der Machno-Bewegung in der Ukraine in den Jahren 1918 bis 1920, und vor Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges in verschiedenen Spanischen Provinzen, vor allem in Aragonien und Katalonien. Auf beides werden wir noch zu sprechen kommen.

2. Der „andere“ Schapiro

Bevor wir mit dieser Biographie überhaupt richtig beginnen können, müssen wir ein früher weit verbreitetes, inzwischen aber weitgehend aufgeklärtes Missverständnis endgültig aus dem Weg räumen. Es gibt nämlich einen sehr bekannten Anarchisten namens Alexander Schapiro mit einer sehr ähnlichen Biographie wie Grothendiecks Vater, der jedoch eine andere Person ist. Bei der Namensgleichheit ist es nur zu verständlich, dass es zu Verwechslungen gekommen ist und dass sich manche Bemerkungen in der Literatur über Grothendiecks Vater auf diesen Doppelgänger beziehen. Tatsächlich hat es den Verfasser große Mühe und längere Zeit gekostet, die Identität von Grothendiecks Vater eindeutig aufzuklären. Auch ist es Alexander Grothendieck selbst nicht klar gewesen, dass es noch diesen zweiten Alexander Schapiro gab, so dass er vielleicht unwissentlich und ungewollt zu dieser Konfusion beigetragen hat. Es hat auch längere Zeit gedauert, bis feststand, dass Grothendiecks Vater ab 1921 unter dem Namen Tanaroff lebte (vgl. Kapitel 7).

Hier das wichtigste über das Leben des „anderen Schapiro“:

Alexander (genannt Sania) Schapiro wurde 1882 in Russland geboren. Sein Vater, ebenfalls ein Anarchist, war ein Freund von Kropotkin. Bis zum Ersten Weltkrieg war er mit Kropotkin, Malatesta und Rudolf Rocker in der anarchosyndikalistischen Gewerkschaftsbewegung Englands tätig. Während des Krieges war er wegen seiner Opposition zur Wehrpflicht interniert. 1917 kehrte er nach Russland zurück, um bei der Revolution mitzumachen. Er war ursprünglich prosovjjetisch eingestellt und arbeitet in der Regierung Lenins mit. Victor Serge bezeichnete ihn als einen „kritischen und gemäßigten Geist“. Enttäuscht über den repressiven Kurs, den der Kommunismus unter Lenin einschlug, und die gnadenlose Verfolgung der Anarchisten verließ er 1921 zusammen mit Alexander Berkman und Emma Goldman Russland und kam nach Berlin. ... Schapiro war als Herausgeber und Mitarbeiter zahlreicher einschlägiger Journale, Denkschriften, Kongress-Berichte, Aufrufe usw. tätig. Insbesondere gründete er (mit anderen) mehrere Hilfsorganisationen für in Russland inhaftierte oder anderswo lebende mittellose Anarchisten.

Zu Beginn der Nazi-Zeit verließ er wie viele andere Berlin und ließ sich in Paris nieder, ebenfalls als Herausgeber (z.B. „*La Voix du Travail*“) und Organisator. Auch dort stand die Arbeit in Hilfsorganisationen für verfolgte und inhaftierte Anarchisten im Mittelpunkt

seiner Tätigkeit. 1941 verließ er als Flüchtling Paris und gelangte nach New York, wo er 1946 gestorben ist. Briefe von ihm befinden sich in den Nachlässen prominenter Anarchisten; zahlreiche von ihm verfasste Zeitschriften-Artikel und ähnliches sind nachweisbar. Wie sein Lebenslauf ausweist, war er ein wahrer Internationalist; außer Russisch und Jiddisch sprach er Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch, Bulgarisch und Türkisch. Insgesamt ist Sania Schapiro eine historische Persönlichkeit, über die sich leicht viel herausfinden lässt und dessen Bild unvergleichlich viel klarer ist als das von Grothendiecks Vater.

Bei der Parallelität der Lebensläufe muss man vermuten, dass beide Schapiros sich getroffen haben (insbesondere 1921 in Berlin), vielleicht sogar mehrmals, und einander kannten. Nachweise dafür konnten bisher nicht gefunden werden. (Und dies ist einer der Punkte, wo die Biographie endet und die Phantasie des Schriftstellers oder Lesers einsetzen mag.)

3. Die Revolution von 1905

Im Jahr 1905 erschütterte eine Revolution das russische Riesenreich, die fast zwei Jahre lang anhielt. Es gab einen außenpolitischen Anlass, nämlich den von Russland begonnenen Krieg gegen Japan, der in einer schmachvollen Niederlage mit dem vollständigen Verlust der Flotte endete und zum Verlust der Mandschurei und einer Ausdehnung des japanischen Einflusses im Fernen Osten führte. Entscheidender waren jedoch vielfältige innenpolitische Ursachen. In vieler Beziehung nimmt die Revolution von 1905 die Oktoberrevolution von 1917 vorweg ...

Die Hauptursache waren zweifellos die unbeschreiblich elenden Lebensverhältnisse der Kleinbauern auf dem Lande. Zwar war im Zuge verschiedener Reformen die Leibeigenschaft abgeschafft worden, die wirtschaftliche Situation der Bauern hatte sich dadurch aber kaum verbessert. Deshalb strömten viele als Arbeiter in die Städte, wo sich allmählich eine moderne Schwerindustrie entwickelte. Wegen des Überangebots an Arbeitskräften wurden auch die Industriearbeiter ausgebeutet und miserabel entlohnt, so dass ein revolutionär gesinntes Industrieproletariat entstand (allerdings längst nicht in dem Ausmaß wie von der kommunistischen Propaganda und Geschichtsschreibung behauptet). Außerdem gährte es schon seit Jahrzehnten in der im Vergleich zu anderen europäischen Ländern kleinen Schicht des Bürgertums, der Intellektuellen, der Schüler und Studenten, aber teilweise auch des niedrigen Adels, für die alle das extrem rückständige Regime des Zaren unerträglich war und die liberale Reformen verlangten. Hinzu kam in Folge des verlorenen Krieges eine schwere wirtschaftliche Rezession und teilweise der Verlust der Exportmärkte für die Landwirtschaft.

Der seit 1894 regierende Zar Nikolaus II., ein charakterloser Schwächling, reagierte auf die Forderungen seines Volkes mit Unterdrückung, Terror und Polizeiüberwachung. Er stand ganz unter dem Einfluss der Zarin Alexandra, welche wiederum den Einflüsterungen des Wunderheilers Rasputin erlegen war.

Zu den Aufständen im Lande kam es dann folgendermaßen. Da die Regierung für die Fortsetzung des Krieges gegen Japan die Zustimmung des Volkes benötigte, gestatte sie im November 1904 eine Art Volkskongress, der in St. Petersburg stattfand. Auf diesem Kongress wurden Forderungen nach Reformen laut, die bei der Regierung jedoch kein Gehör fanden. Daraufhin riefen die Arbeiterführer

rer zu einer großen Demonstration auf, die am 9./22. Januar 1905 in Petersburg stattfand. ¹ Dieser Tag ist als der „Blutsonntag“ in die russische Geschichte eingegangen. Es versammelten sich 150 000 unbewaffnete und friedliche Arbeiter, die zum Winterpalast des Zaren marschierten, um dort ihre Forderungen vorzubringen. Überraschend und ohne jeden Grund eröffneten die Truppen des Zaren das Feuer auf die Demonstranten. Es gab mehr als tausend Tote und zahlreiche Verletzte.

Nach diesen Ereignissen kam es zu Aufständen im ganzen Land. Die Industriearbeiter streikten, auf dem Lande wurden Hunderte von Gütern enteignet und niedergebrannt, die Eigentümer vielfach ermordet. Auch Truppenteile meuterten, vor allem Teile der Schwarzmeerflotte. Insbesondere kam es am 14./27. Juni zur Meuterei auf dem Panzerkreuzer Potemkin. 1925 hat Sergej Eisenstein in seinem berühmten gleichnamigen Stummfilm diesem Aufstand ein unvergleichliches Denkmal gesetzt hat. Lenin kehrte aus seinem deutschen Exil nach Russland zurück und rief zum unversöhnlichen Kampf gegen den Zaren unter Führung der Bolschewiki auf. Höhepunkt des Widerstandes war ein Eisenbahnerstreik im Oktober 1905, der praktisch das ganze Wirtschaftsleben zum Erliegen brachte. Es ist sicher, dass die revolutionären Massen einige Monate lang glaubten, eine Wende zum Besseren erzwingen zu können. Trotzki schrieb: ...

Am 17./30 Oktober 1905 ging der Zar in seinem „Oktobermanifest“ auf die Forderungen der Revolution ein, versprach ... Da die revolutionären Aktionen jedoch allmählich abflauten und das zaristische Militär allmählich die Oberhand gewann, nahm Zar Nikolaus II. die Reformen des Oktobermanifestes schon bald weitgehend wieder zurück. Die Kompetenzen der Duma blieben sehr beschränkt. Nachdem die Revolution endgültig gescheitert war, kehrte Lenin erneut in sein Exil zurück.

In den Wirren der Revolution war die Situation der jüdischen Bevölkerung ganz besonders prekär. Einerseits stellte sie einen Teil der intellektuellen Elite des Landes, andererseits war Antisemitismus weit verbreitet, vom Zaren und vielen seiner Beamten bis zu erheblichen Teilen des Proletariats. Konstantin Pobedonostov, ein Viertel Jahrhundert lang Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche,

¹ Das erste Datum bezieht sich auf den julianischen, das zweite auf den gregorianischen Kalender. In Russland war damals noch der julianische Kalender in Gebrauch.

traf eine weit verbreitete Stimmung im Lande, als er erklärte, das „Judenproblem“ lasse sich nur lösen, wenn ein Drittel zum Christentum bekehrt werde, ein Drittel auswandere und die übrigen „verschwänden“. Zu den Begleiterscheinungen der Revolution gehörten – wie schon im ersten Kapitel erwähnt – also auch antijüdische Pogrome, denen ...

Dies also war das Russland in dem Sascha Schapiro aufwuchs - in einer abgelegenen Kleinstadt. Wurde in seinem Elternhaus unter Verwandten von den revolutionären Ereignissen gesprochen, haben seine Mitschüler darüber diskutiert? Wir wissen es nicht, aber wir müssen vermuten, dass er davon hörte, dass ihm das Programm der anarchistischen Bewegung bekannt wurde und dass es ihn, als er eigentlich noch ein Kind war, zutiefst beeindruckte, so sehr beeindruckte, dass es sein ganzes weiteres Leben bestimmte. Man kann es sich kaum vorstellen, und doch ist es geschehen: Als Vierzehn- oder Fünfzehnjähriger verlässt er sein Elternhaus, schließt sich einer anarchistischen Gruppe an und kämpft mit dem Gewehr in den Händen gegen die zaristischen Soldaten.

Sein Sohn, Alexander Grothendieck, schreibt viele Jahre später über diese Ereignisse in seiner unveröffentlichten Meditation *La Clef des Songes*:

Mein Vater stammte aus einer frommen jüdischen Familie in Novozybkov, einer kleinen jüdischen Stadt in der Ukraine. Einer seiner Großväter war sogar Rabbiner gewesen. Dennoch scheint die Religion keinen großen Einfluss auf ihn gehabt zu haben, nicht einmal in seiner Kindheit. Schon sehr früh fühlte er sich solidarisch mit den Bauern und kleinen Leuten, mehr als mit seiner eigenen Familie, die dem Mittelstand angehörte. Im Alter von vierzehn Jahren sucht er das Weite, um sich einer Gruppe von Anarchisten anzuschließen, die durch das Land zogen, zur Revolution aufriefen, von der Aufteilung des Grundbesitzes und des Eigentums und von der Freiheit der Menschen sprachen – alles was ein weites und kühnes Herz bewegt! Das war im zaristischen Russland, im Jahr 1904. Und bis an das Ende seines Lebens – allem und jedem zum Trotz – sah er sich selbst als „Sascha Piotr“ (das war sein Name in der „Bewegung“), als Anarchist und Revolutionär, dessen Mission es war, die Weltrevolution vorzubereiten, zur Befreiung aller Völker.

Zwei Jahre lang teilt er das wilde Leben der Gruppe, der er sich angeschlossen hatte. Dann wird er – umzingelt von den Regierungstruppen – nach einem erbitterten Gefecht mit allen seinen Kameraden gefangen genommen. Sie alle werden zum Tode verurteilt, und alle bis auf ihn werden exekutiert. Drei Wochen lang wartet er Tag für Tag auf das Erschießungskommando. Schließlich wird er wegen seiner Jugend begnadigt und seine Strafe in lebenslängliche Haft umgewandelt. Er bleibt elf Jahre lang im Zuchthaus, von seinem sechzehnten bis zu seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahr, eine von dramatischen Fluchtversuchen, Revolten und Hungerstreik gekennzeichnete Haft ...

Was mag in einem Sechzehn- oder Siebzehnjährigen vorgehen, der zum Tode verurteilt ist, der wochenlang täglich die Vollstreckung des Urteils erwartet und der dann begnadigt wird? Man kann es sich nicht recht vorstellen, vielleicht möchte man es sich auch gar nicht vorstellen. (Die Todesstrafe war in Russland schon abgeschafft worden, aber ...

Es ist vielleicht Zeit, etwas über die Dokumente zu sagen, auf die sich diese Biographie stützt. Was wir über Sascha, sein Leben und seine Persönlichkeit wissen, stammt aus drei (keineswegs von einander unabhängigen) Quellen: Vor allem spielt er eine bedeutende Rolle in Hanka Grothendiecks unveröffentlichten Roman „Eine Frau“; das letzte (vorhandene) Kapitel heißt „Sascha“ und ist ihm gewidmet. Hanka Grothendieck war von etwa 1925 bis 1940 Saschas Lebensgefährtin; wir werden auf sie und ihr Leben noch ausführlich zu sprechen kommen. Hankas Buch ist zwar ein Roman und keine Autobiographie im eigentlichen Sinne, sie hat sich aber bemüht, möglichst genau den Tatsachen entsprechend über Saschas Leben zu berichten. Dies ergibt sich zum Beispiel aus zeitlichen Angaben über sein Leben, die sie handschriftlich am Rand des Typoskriptes ihres Buches gemacht hat.

Weiterhin hat sich Alexander Grothendieck, der gemeinsame Sohn von Sascha Schapiro und Hanka Grothendieck, nach einiger Aussage viele Monate lang mit der Biographie seiner Eltern und ihrem Briefwechsel beschäftigt. Seine diesbezüglichen Notizen in seinen Meditationen (oder Bekenntnisschriften) *Recoltes et Semailles* („Ernte und Saat“) und vor allem *La Clef des Songes* („Der Schlüssel zu den Träumen“) sind die zweite wichtige Quelle, die wir heranziehen können. ...

Als dritte Quelle existieren schließlich noch einige wenige verstreute Originaldokumente, die auf Saschas Leben Bezug haben und die wir an den jeweils relevanten Stellen erwähnen werden.

Es ist in vielen Fällen sehr schwierig, fast unmöglich, wirklich gesicherte Fakten über Saschas Leben mitzuteilen; man ist vielfach auf mehr oder weniger plausible Vermutungen angewiesen. Eine dieser Vermutungen ist die, dass er schon in seiner Jugend endgültig und für immer von seiner jüdischen Herkunft und dem jüdischen Glauben seiner Vorfahren Abschied genommen hat. In seinem ganzen Leben finden wir nicht den kleinsten Hinweis, dass die Religion eine Bedeutung für ihn hatte oder dass er sich noch seiner jüdischen Wurzeln bewusst war.

Sein Sohn schreibt in dem schon zitierten Text:

Meine Eltern waren Atheisten. Für sie waren die Religionen archaische Überreste, und die Kirchen und andere religiöse Institutionen waren Instrumente der Ausbeutung und der Herrschaft über die Menschen. Religionen und Kirchen waren dazu bestimmt von der Weltrevolution, endgültig auf den Schutthaufen der Geschichte gekehrt zu werden. Die Weltrevolution würde Schluss machen würde mit der sozialen Ungleichheit und allen Formen der Grausamkeit und der Ungerechtigkeit und ein freies Aufblühen aller Menschen sicherstellen. Da meine Eltern allerdings beide gläubigen Familien entstammten, bewahrten sie sich anderen gegenüber eine gewisse Toleranz in Glaubensfragen und religiösen Praktiken oder auch gegenüber Vertretern der Religionen. Es waren für sie Leute wie andere auch ...

In einer Fußnote zu dem gerade zitierten Abschnitt schreibt Grothendieck weiter: ...

4. Im Gefängnis

Nachdem Sascha Schapiro vermutlich 1906 oder 1907 zunächst zum Tode verurteilt worden und dann zu Gefängnishaft begnadigt worden war, verbrachte er die nächsten zehn oder elf Jahre seines Lebens in russischen Zuchthäusern. Er wurde erst durch die Oktoberrevolution befreit. Es war also die Zeit von seinem 17. bis zu seinem 27. Lebensjahr, die Zeit, in der ein junger Mensch normalerweise seine Schulausbildung beendet, einen Beruf erlernt, eine Familie gründet, seinen Platz im Leben findet.

Vermutlich hat auch Sascha in diesen Jahren seinen „Platz im Leben“ gefunden: Sein Beruf war Revolutionär, sein Lebensziel Freiheit.

In den schon zitierten Bemerkungen seines Vaters wird schon deutlich, dass es eine dramatische Zeit war:

... eine von dramatischen Fluchtversuchen, Revolten und Hungerstreik gekennzeichnete Haft ...

Was sich genau in diesen Jahren ereignet hat, wird sich heute nicht mehr rekonstruieren lassen, aber ein wenig ist darüber bekannt, wiederum aus den Aufzeichnungen seines Sohnes und verstreuten Bemerkungen in dem Roman seiner Mutter.

Als erstes möchte man möglichst genau ermitteln, welche Zeit Sascha im Gefängnis verbrachte. Es scheint sicher zu sein, dass er im Zuge der russischen Revolution befreit wurde, wahrscheinlich schon im Februar 1917 (wie z.B. auch Machno), spätestens aber nach der Oktober-Revolution im November 1917. Die übrigen Angaben passen damit zusammen. Es ist davon die Rede, dass er zehn oder elf Jahre einsaß und schon als Sechzehnjähriger verurteilt wurde. Bedenkt man, dass der Aufstand von 1905 im Wesentlichen schon im folgenden Jahr zusammenbrach, so wird man davon ausgehen können, dass er 1906 oder 1907 verurteilt wurde (er könnte dann noch sechzehn Jahre alt gewesen sein) und anschließend zehn bis elf Jahre im Gefängnis verbrachte.

Die nächste Frage ist, wo Sascha eingekerkert war. Es wird mehrfach das Zentralgefängnis von Jaroslaw genannt; es könnte sich also um die etwa 250 Kilometer nördlich von Moskau gelegene Stadt Jaroslavl gehandelt haben.

Den „dramatischen Fluchtversuch“, den sein Sohn erwähnt unternahm Sascha als 19-Jähriger, also 1909 oder 1910. Er spricht

von seinem „ersten“ Fluchtversuch; anscheinend hat es also noch weitere gegeben. Bei diesem Fluchtversuch wurde ihm der linke Arm zerschossen, der dann später im Gefängnislazarett amputiert werden musste. Sascha wollte seinen Verfolgern nicht in die Hände fallen und versuchte, sich umzubringen. Da er aber auch am rechten Arm verwundet war, konnte er den Revolver nicht richtig führen und schoss sich nicht ins Herz, sondern zu tief.

...

Seit dieser Zeit hat Sascha sich den Schädel rasiert, was alle, die ihn später getroffen haben, zutiefst beeindruckt hat. Immer wieder wird von seinem „imposanten Kopf“, seinem „cäsarischen Aussehen“ gesprochen. Bekanntlich hat sein Sohn – sicher als Respektbezeugung gegenüber seinem Vater – dies übernommen und hat damit eine ähnliche Wirkung auf seine Mitmenschen erzielt. Sascha hat seiner Lebensgefährtin Hanka erzählt, wie es dazu gekommen ist:

Das ist, wenn du willst es so ausdrücken, eine Mode geworden bei den Unseren. Im Gefängnis hat man uns die Köpfe rasiert, und wenn wir sind von Gefängnis raus, haben manche von uns so fortgefahren zu tun. Das, was man uns getan als Schande, haben wir damit gemacht zu ein Zeichen von Ehre. ... Und nachdem sie mir haben den Arm abgeschnitten, da sind mir die Haare ausgegangen in dicken Büscheln ..., so dass ich hätte schon als neunzehnjähriger Bengel ausgesehen wie ein Professor – oder ein Mönch. Aber auch jetzt denke ich, es passt zu mir nicht das eine, nicht das andere. Die Kaukasier haben die Sitte, sich zu rasieren die Schädel, und das ist eine gute Rasse von Männern. Besser ihnen ähnlich sehen.

Es ist weiterhin interessant zu erfahren, dass sich Sascha im Gefängnis eine gewisse Bildung aneignen konnte, vor allem auf dem Gebiet der Literatur. Er sagt dazu: ²

Ich hätte nicht können sein auf meinem jetzigen Standpunkt von literarischem Verständnis und Können, wenn wir nicht hätten gehabt so gute und reiche Bibliotheken in den russischen Gefängnissen. Ja, viele Menschen von der russischen Intelligenzia haben Bücher gestiftet für die Gefängnisbibliotheken, und es sind nicht wenige Menschen sogar, die wirklich haben daraus ihre ganze Bildung genommen.

Kurze Zeit, nach dem erwähnten Fluchtversuch wurde Sascha Schapiro zwanzig Jahre alt, und so sieht zu diesem Zeitpunkt die Bilanz seines jungen Lebens aus: Mit vierzehn Jahren das Elternhaus verlassen, um in einer anarchistischen Kampfgruppe mit der Waffe in der Hand gegen das Zaren-Regime zu kämpfen, vermutlich mit

² Zitiert nach „Eine Frau“, 5. Teil, S. 185.

sechzehn Jahren zum Tode verurteilt und seitdem im Gefängnis ohne Aussicht auf Entlassung, mit neunzehn Jahren Fluchtversuch, Selbstmordversuch, einen Arm verloren.

Es ist gut vorstellbar, was seine anarchistischen gut beobachtenden Freunde fünfzehn Jahre später in Berlin feststellten: Seit dieser Zeit war er ein Mann „ohne Alter“:

Ein merkwürdiger Kerl. Zwischen 35 und 55, mehr kann man nicht sagen. ... Ein Mann, der alles so was hinter sich hat, der hat einfach kein Alter.

Grothendieck berichtet weiter, dass sein Vater um 1914 ein Jahr in Einzelhaft zubringen musste, vielleicht als Strafe für einen erneuten Ausbruchversuch.

Das war sicher das härteste Jahr seines Lebens [...] : totale Einsamkeit, ohne etwas zu lesen oder zu schreiben oder irgendeine Beschäftigung, in einer isolierten Zelle auf einer leeren Etage, sogar vom Lärm der Lebenden abgeschnitten, nur die unveränderliche tägliche Routine: dreimal am Tag das kurze Erscheinen des Wächters, der die Tagesration bringt, und am Abend das Auftauchen des Direktors selbst, der in Person den „Dickkopf“ des Gefängnis inspizieren will.

Grothendieck spricht weiterhin von Hungerstreiks, die Sascha unternommen hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte er damit seine Anerkennung als „politischer Gefangener“ erzwingen, was er in den letzten Jahren seiner Haft möglicherweise auch durchgesetzt hatte, denn es scheint, dass sich die folgende Mitteilung aus „Eine Frau“ sich auf Saschas erste Haft bezieht:

Und vorher diese tolle Liebe des zu Lebenslänglich Verurteilten im Jeroslawer Zentralgefängnis mit Vera Dostojewskaja, ein übersensibles, leicht verwachsenes Geschöpf von spiritueller Häßlichkeit und scharfer, etwas böartiger Intelligenz, eine linke Sozial-Revolutionärin. Mit einer Gruppe ihrer Kameraden war sie eines Tages in Jeroslaw eingeliefert worden. Gemeinsam mit ihnen setzte er durch - Sascha mit einem Hungerstreik - daß das Regime der politischen Gefangenen auf sie angewandt wurde: ihre Zellen blieben tagsüber geöffnet. ...

Auf Grund dieser Zeilen wüsste man gerne, wer Vera Dostojewskaja gewesen ist. Dazu ließ sich zunächst nichts ermitteln; *Google* scheint diese Frau nicht zu kennen. - Selbst in einem russischen Gefängnis, gewiss nicht der angenehmste Ort auf der Welt, erkämpft Sascha sich ein Stück Freiheit.

5. Die Machno-Bewegung

Wir beginnen wieder mit den wenigen Zeilen, in denen Grothendieck die Jahre 1917 bis 1921 zusammenfasst:

1917 wird er durch die Revolution befreit, an der er sich dann auch sehr aktiv beteiligt, vor allem in der Ukraine. Er kämpft an der Spitze einer schwer bewaffneten autonomen Gruppe von anarchistischen Kombattanten, in Kontakt mit Makhno, dem Anführer der ukrainischen Bauernarmee. Von den Bolschewiki zum Tode verurteilt verlässt er nach deren Machtübernahme 1921 heimlich das Land und landet zunächst (wie Makhno auch) in Paris. Während dieser vier Jahre voller militanter Aktivitäten und heftiger Gefechte hat er außerdem noch ein höchst bewegtes Liebesleben, aus dem ein Kind resultierte, mein Halbbruder Dodek.

Es ist offensichtlich, dass hinter dieser lakonischen Mitteilung ein Leben sichtbar wird, so abenteuerlich, wie es nur die allerwenigsten erlebt haben.

Um das Geschehen dieser Jahre einordnen zu können, muss als erstes vielleicht die Geschichte der Machno-Bewegung kurz geschildert werden. Darüber gibt es eine ausführliche, leicht zugängliche und sehr lesenswerte Literatur, auf die wir uns im Folgenden stützen. Ausführlich dargestellt wird sie in den Büchern „Geschichte der Machno-Bewegung“ von Arschinoff und „Die unbekannte Revolution“ von Volin (Pseudonym für Wsewolod Michailowitsch Eichenbaum)³. Beide waren enge Mitarbeiter und Mitkämpfer von Machno. Den Bericht eines Augenzeugen über die Revolutionen, die Sascha Schapiro erlebt hat, von der im zaristischen Russland bis zum Spanischen Bürgerkrieg, ist Victor Serges Buch: „Beruf: Revolutionär“⁴. In diesen (und anderen Büchern) wird deutlich, dass es in diesen Jahrzehnten eine ganze Reihe von Kämpfern gab, die ihr Leben der Revolution und dem Anarchismus verschrieben hatten.

Es soll zunächst die Situation der Jahre 1917 bis 1921 ganz grob beschrieben werden: In den Jahren des ersten Weltkrieges und der

³ P. Arschinoff, *Geschichte der Machno-Bewegung*, mehrere Ausgaben und Auflagen, z.B. Karin Kramer Verlag, Berlin o.J.

Volin, *Die unbekannte Revolution I, II, III* (3 Bände), verschiedene Ausgaben und Auflagen.

⁴ Victor Serge: *Beruf: Revolutionär*, Fischer Verlag, Frankfurt 1967

anschließenden russischen Revolution waren so viele verschiedene Parteien in heftige und wechselhafte Kämpfe verwickelt, dass man sie kaum auseinander halten kann: die Kriegsgegner Russlands nämlich Deutschland und Österreich (mit rumänischen Hilfstruppen), die von Trotzki geführte „Rote“ Armee der Bolschewiken, die „Weiße“ Armee der Royalisten unter Denikin und Wrangel, die ukrainischen Truppen von Pawlo Skoropadskyj, der nach dem Frieden von Brest-Litowsk als Regent der Ukraine eingesetzt wurde, die konkurrierende national-ukrainischen Truppen unter Simon Petljura (dessen Truppen für schreckliche antijüdische Pogrome verantwortlich waren), die von Machno geführten Kämpfer der Anarchisten, die zeitweise sehr erfolgreich operierten, polnische Verbände (Polen sah den Augenblick gekommen, das stark geschwächte Russland anzugreifen); hinzu kamen noch marodierende Gruppen von Don-Kosaken und ukrainischen Nationalisten. Zentrum dieser wechselhaften Kämpfe war die Ukraine; manche Städte dort erlebten in den drei Jahren einen sechzehnmaligen Wechsel der Besatzungstruppen. Zeitweise verbündete sich die Rote Armee mit den Anarchisten gegen die Truppen der royalistischen Generäle (heute würde man vielleicht sagen der „Warlords“) Denikin und Wrangel. Doch nachdem die Anarchisten für die Revolution einen glanzvollen Sieg errungen hatten, wurden sie selbst das Opfer der überlegenen Roten Armee. Anfang 1921 endeten diese Kämpfe endgültig mit dem Sieg der von Trotzki geführten Roten Armee. Die Geheimpolizei *Tscheka* der Bolschewiken liquidiert zahllose Anarchisten (und andere Oppositionelle).

Es ist im übrigen bezeichnend für die politische Situation dieser Zeit, dass alle der genannten Heerführer im Exil starben: Machno und Petljura in Paris, Denikin in Ann Arbor, Wrangel in Brüssel, Trotzki in Mexiko und Skoropadskyj in Deutschland.

Der führende Kopf der anarchistischen Bewegung war Nestor Iwanowitsch Machno, dessen Biographie manche Übereinstimmung mit der Sascha Schapiros aufweist: Allerdings entstammte er nicht der Mittelschicht, sondern ärmsten bäuerlichen Verhältnissen. Er wurde 1889 in Gulai-Pole in der Ukraine geboren und musste bereits als siebenjähriges Kind als Hirte zum Lebensunterhalt seiner Familie beitragen. Auf der örtlichen Dorfschule konnte er nur eine ganz bescheidene Bildung erwerben. Im Jahr 1906 schloss er sich der anarchistischen Bewegung an. Zeit seines Lebens war er kein Theoretiker und Ideologe, sondern ein Mann des Kampfes und der Tat. Wegen Tötung eines Gendarmen wurde er 1908 zum Tode verurteilt, aber wie Sascha zu lebenslanger Zwangsarbeit begnadigt. Im Butyrki-

Gefängnis in Moskau (wo auch später zahllose Oppositionelle gefangen gehalten wurden) erweiterte er seine Bildung und studierte die anarchistischen Theoretiker Bakunin und Kropotkin. Einer seiner Mitgefangenen (und späteren Mitkämpfer) war Arschinoff, der später die „Geschichte der Machno-Bewegung“ verfasste. Im Gefängnis zog Machno sich eine Tuberkulose zu, ein Teil seiner Lunge musste entfernt werden, eine weitere Parallele zum Leben Schapiros, der mit dem Verlust eines Armes ebenfalls im Gefängnis einen bleibenden gesundheitlichen Schaden davontrug.

Anfang des Jahres 1917 wurde Machno durch die Revolution aus dem Gefängnis befreit, und er begann sofort mit Agitation und Aufklärungsarbeit unter den Bauern der Umgebung seines Heimatdorfes. Er organisierte lokale Sowjets und Gewerkschaften und wurde zur Seele des revolutionären Bauerntums. Zahllose Großgrundbesitzer wurden von ihren Gütern vertrieben und vielfach umgebracht. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk im März 1918 zwischen der inzwischen gegründeten Sowjetunion und Deutschland und Österreich wurde die Ukraine vorübergehend von Russland unabhängig, sehr bald aber von deutschen und österreichischen Truppen besetzt. Diese setzten Pawlo Skoropadskyj als Machthaber ein. Dies beendete vorübergehend die Aktivitäten Machnos. Im Juni 1918 beuchte er in Moskau sein Idol Peter Kropotkin und traf auch mit Lenin zusammen, der etwas über die Stimmung unter der ukrainischen Bevölkerung und die Aktivitäten der Anarchisten zu erfahren suchte.

Im Juli kehrte Machno nach Gulai-Polje zurück, und bald erwies sich sein ganzes militärisches Genie. Unter der Schwarzen Fahne der Anarchisten stellte eine Bauernarmee mit bis zu 30000 Partisanen auf, die zeitweise bis zu 100 000 Quadratkilometer der Ukraine mit über sieben Millionen Einwohnern beherrschte. Kern dieser Armee war eine außerordentlich bewegliche und schnelle Kavallerie, unterstützt durch mit Maschinengewehren bewaffnete Kutschen, die blitzschnell zuschlugen und genauso schnell wieder spurlos verschwinden konnte. Er beendete das Regime Skoropadskyjs und verwickelte die Besatzungstruppen in ständige Kämpfe, ebenso wie die „Weiße Armee“ unter den Royalisten Denikin und Wrangel. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Rückzug der deutschen und verbündeten Truppen waren Anfang des Jahres 1919 weite Teile der Ukraine ein Gebiet, in dem die Anarchisten weitgehend ihr Ziel einer herrschaftsfreien Gesellschaftsordnung verwirklicht hatten. Victor Serge schreibt in dem schon zitierten Buch:

...

Bald folgten jedoch wieder außerordentlich wechselhafte Kämpfe, in denen Machno immer wieder in bedrohliche Situationen geriet. Trotzki wollte eine unabhängige Ukraine unbedingt verhindern. Im Mai 1919 war es soweit gekommen, dass er Tscheka-Agenten mit der Ermordung Machnos beauftragte und einen militärischen Überfall auf dessen Basis in Gulai-Polje unternahm. Die Rote Armee zerstückte dort die lokale Selbstverwaltung, was sie nicht erledigte, wurde kurze Zeit später von den anrückenden Truppen Denikins liquidiert. Trotz dieser Ereignisse und obwohl aus ideologischer Sicht eine Zusammenarbeit mit den Bolschewiken unmöglich war – diese strebten einen zentralistischen Staat an, in dem einzig und allein die Partei die Macht und das Volk keinerlei Rechte hatte – verbündete sich Machno noch einmal mit der Roten Armee. Denikin drohte nämlich mit seiner gut organisierten Freiwilligen-Armee auf Moskau zu marschieren. Machno hatte immer die „Weißen“ als seinen Hauptfeind gesehen, und in wechselhaften Kämpfen schwächte er Denikin entscheidend, vor allem durch Unterbrechung seiner Nachschublinien. Ein Jahr später im Oktober 1920 wiederholte sich im Prinzip dasselbe Geschehen: Denikins Nachfolger, Baron Wrangel, drohte erneut von der Krim nach Norden vorzustoßen. Die Rote Armee versicherte sich erneut der Hilfe Machnos und versprach sogar die Freilassung aller Anarchisten aus den Gefängnissen und Lagern. Machno errang einen entscheidenden Sieg gegen Wrangel. Beide Seiten waren jedoch so geschwächt, dass die Rote Armee jetzt kurzen Prozess mit beiden machen konnte. In der letzten Novemberwoche 1920 nahm sie auf der Krim und in Gulai-Polja Machnos Offiziere fest, um sie sofort erschießen zu lassen.

In einer verzweifelten Rückzugsbewegung gelang es Machno 1921 mit den Resten seiner Truppen, gefolgt von einem Tross flüchtender Bauern, nach Rumänien zu entkommen. Schließlich gelangte er, wie auch Sascha Schapiro, über mehrere Stationen erst nach Berlin, dann nach Paris, wo er mehr oder weniger vergessen begann, seine Memoiren niederzuschreiben, und an den Spätfolgen seiner Tuberkulose 1934 in einem Armenasyl verstarb.

Nestor Machno war kein gebildeter Mensch. Er war ein gnadenloser Draufgänger und Säufer, der zu Exzessen neigte und oft unberechenbar agierte. Die kommunistische Propaganda bemühte sich, ihn in ein möglichst schlechtes Licht zu stellen, sie warf ihm zum Beispiel fälschlicherweise die Anstiftung zu Juden-Pogromen vor. Aber bis heute ist sein Andenken in der Ukraine lebendig – als ein Nationalheld, ein Freiheitskämpfer und ein moderner Stenka

Nationalheld, ein Freiheitskämpfer und ein moderner Stenka Razin oder Robin Hood.⁵

Nach diesem kurzen Bericht über die Machno-Bewegung und die Biographie ihres Urhebers wird dem Leser völlig klar sein, dass es völlig unmöglich ist, im Rahmen dieser Biographie die Einzelheiten des Geschehens der Jahre 1917 bis 1921 zu entwirren. Wir müssen dafür auf die schon erwähnten Bücher von Arschinoff, Volin, Avrich, Serge und weitere dort zitierte Literatur verweisen. Auch im Internet findet man viele einschlägige Informationen über diese dramatische Zeit.

Was wissen wir nun über Sascha Schapiros Leben in diesen Jahren. Die Antwort ist: sehr wenig, fast nichts. ...

Es dürfte sicher sein, dass Sascha Schapiro nicht die ganzen drei oder vier Jahre aktiv kämpfend zugebracht hat. Vermutlich hat er einige Zeit auch in Moskau gelebt. Es kann als gewiss gelten, dass er in diesen Jahren zahlreiche prominente Anarchisten kennen gelernt hat, zu denen er möglicherweise sein ganzes Leben Kontakt gehalten hat. Zwei von diesen waren Ikonen der anarchistischen Bewegung, Alexander Berkman und Emma Goldman. Es steht fest, dass er Berkman mehrfach in seinem Leben begegnet ist (mehr darüber in späteren Kapiteln). Wir skizzieren kurz seine Biographie:

Alexander Berkman wurde 1870 als Sohn eines jüdischen Geschäftsmannes in Vilnius, Litauen, geboren, wuchs aber in Petersburg auf. Nach dem Tod seiner Eltern emigrierte er im Alter von 17 Jahren in die USA. Dort lernte er anarchistische Bewegungen kennen. Im Jahr 1892 unternahm er ein Attentat auf den Industriellen Henry Clay Frick. Es kam zu einem Aufsehen erregenden Prozess. Er verbrachte 14 Jahre im Gefängnis, davon mehrere Jahre in Einzelhaft. Nach seiner Entlassung publizierte er in anarchistischen Zeitungen, war in der Arbeiterbewegung tätig und in Kampagnen für Menschenrechte. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges agitierte er gegen Amerikas Beteiligung und kämpfte gegen die Rekrutierung von Soldaten. Alle diese Aktionen unternahm er mit seiner Lebensgefährtin Emma Goldman. Im November 1919 wurden Berkman, Goldman und Hunderte andere Anarchisten und Kommunisten von den USA in die Sowjetunion abgeschoben. Berkman und Gold-

⁵ Für eine kurze sehr informative und verständnisvolle Biographie von Nestor Machnow verweisen wir auf Paul Avrich: *Anarchist Portraits*, Princeton University Press 1988. Dieses Buch enthält eine Reihe von Biographien von Personen, die in diesem Buch eine Rolle spielen, z.B. Alexander Berkman.

mann unterstützen anfangs die Bolschewiken (was ihnen später in anarchistischen Kreisen sehr übelgenommen wurde), wurden aber, nachdem sie die brutale Unterdrückung aller freiheitlichen Bewegungen und das Wüten der Geheimpolizei Tscheka kennen gelernt hatten, zunehmend desillusioniert, insbesondere nach der brutalen Niederschlagung des Matrosen-Aufstandes von Kronstadt und der Ermordung von Lev Tschorny und Fanny Baron. Im Dezember 1921 verließen Berkman und Goldmann, inzwischen selbst gefährdet, das Land; es hatte sie große Mühe gekostet, die notwendigen Pässe und Visa zu bekommen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Stockholm gelangte Berkman nach Berlin. Er verkehrte dort in den zahlreichen anarchistischen Zirkeln, schrieb Pamphlete, organisierte Treffen. Vier Jahre später siedelte er nach Frankreich über, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Er schrieb einige bedeutende Bücher über den Anarchismus und seine Erfahrungen mit der bolschewistischen Revolution, er organisierte Hilfsmaßnahmen für inhaftierte und mittellose anarchistische Kämpfer und er sammelte Material über die politischen Verfolgungen in der Sowjetunion. Während dieser Zeit war er ständig von Ausweisung bedroht und schließlich selbst auf die Unterstützung von Freunden angewiesen. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich, 1936 wurden zwei Prostata-Operationen nötig. Wegen ständiger unerträglicher Schmerzen erschoss er sich am 28. Juni 1936.

Sein Kamerad und Mitkämpfer Rudolf Rocker schrieb: „Eine seltene Persönlichkeit hat uns verlassen, ein großer und edler Charakter, und ein wahrer Mann. Wir verneigen uns still vor seinem Grab und schwören, für die Ideale zu arbeiten, denen er so treu viele Jahre gedient hat.“

Wenn man Berkman erwähnt, dann fällt unweigerlich auch der Name seiner langjährigen Lebensgefährtin und Mitkämpferin Emma Goldmann. Sie wurde 1869 in Kaunas, Litauen, geboren, verbrachte ebenfalls einige Zeit in Petersburg und emigrierte ebenfalls in die USA, und zwar im Alter von 17 Jahren zusammen mit ihrer Schwester Helene. Schon in Petersburg war sie bei ihrer Arbeit in einer Textilfabrik mit revolutionären und anarchistischen Ideen in Berührung gekommen. Nach der Hinrichtung von vier jungen Anarchisten im Zusammenhang mit der „Heymarket-Revolte“ war sie auch in den USA bald von der Notwendigkeit gewaltsamer Aktionen überzeugt. Sie war auch eine der führenden Feministinnen dieser Zeit in Amerika. Zum Beispiel wegen „Anstiftung zum Aufruhr“ wurde sie mehrfach verhaftet und zu Gefängnisstrafen verurteilt. Die amerikanische Staatsangehörigkeit wurde ihr wieder entzogen, und

schließlich wurde sie, wie schon erwähnt, nach Russland abgeschoben, wo sie zwei Jahre lang mit Berkman das Land bereist. Danach lebte sie längere Zeit in England, später auch in Frankreich, wo Peggy Guggenheim ihr ein Haus in Saint-Tropez zur Verfügung stellte. Sie schrieb ihre Memoiren „Gelebtes Leben“, und ging dann noch nach Spanien, um den republikanischen Kräften in ihrem Kampf gegen den Faschismus zu helfen. Sie starb 1940 an einem Schlaganfall in Toronto. Auf ihrem Grabstein steht das Motto ihres Lebens:

Liberty will not descend to a people, a people must raise themselves to Liberty.

In ihrer Autobiographie macht sie eine interessante Bemerkung über Deutschland, ...

Es ist offensichtlich, dass Alexander Berkman und Alexander Schapiro/Tanaroff sich viel zu sagen hatten, wenn sie sich begegneten, was mehrfach in ihrem bewegten Leben geschehen ist. Nebenbei zeigen die vorhandenen Fotografien der beiden eine erstaunliche Ähnlichkeit.⁶

Wie schon gesagt, ist zu vermuten, dass beide sich schon in Moskau begegnet sind. Sicher geschah, als Sascha auf der Flucht aus der Sowjetunion war und Berkman seine Flucht vorbereitete, im November 1921 in Minsk bei eisiger Kälte. Berkman hat Sascha Geld geben können, damit er über die Grenze gelangen konnte. ...

Zum Schluss dieses Kapitels soll der einzigen beiden Freunde Saschas gedacht werden, die er nach eigener Aussage jemals in seinem Leben gehabt hat. Über den einen können wir nur einen einzigen Satz aus „Eine Frau“ zitieren; vielleicht wird sich eines Tages aufklären lassen, wer er gewesen ist:

Nikolai Schwansky ist in den zaristischen Gefängnissen zugrunde gegangen, kurz bevor die Revolution ausbrach.

Der Name des zweiten ist gerade schon genannt worden; er ist eine wohlbekannte Figur des russischen Anarchismus: Lev Tschorny (eigentlich Turtschaninow). Hanka Grothendieck schreibt über Sascha und Tschorny:

⁶ Vgl. z.B. das Foto mit Machno in Paul Alvrich: *Anarchist Portraits*.

Manchmal wusste er [Sascha] nur durch eine Art Instinkt, wie er sich in der Atmosphäre dauernder unmittelbarer Gefahr ausbildet, dass dies richtig und jenes unheilvoll sein würde. So hat er Lev Tschorny verloren, der trotz seiner Warnung zu einer Versammlung in eine Wohnung ging, die schon von der Tscheka besetzt worden war. Nicht aus Vorsicht hatte er ihm abgeraten – dann hätte man überhaupt keinen Schritt mehr machen können- sondern aus einer absoluten Gewissheit, als habe er selbst das guet-apens [Hinterhalt] dort gesehen.

Viktor Serge schreibt in dem schon zitierten Buch:

Die Tragödien gingen weiter. Aus Odessa kam eine ungeheuerliche Nachricht: die Tscheka hatte Fanny Baron (die Frau Aaron Barons) und Lew Tschorny, einen der Ideologen des russischen Anarchismus, erschossen. ...

Auch Volin geht im zweiten Band der „Unbekannten Revolution“ auf die Ermordung Tschornys (wohl im September 1921) ein:

Um sich zu rächen (die Rache war ein konstantes Element der bolschewistischen Repression) ... konstruierte sie wenig später eine breit angelegte, erfundene „Affäre“ gegen die Anarchisten. ...

In dem erwähnten Buch von Volin befindet sich eine Fotografie von Tschorny: ein nachdenkliches bärtiges Gesicht auf eine Hand gestützt. Eine Kopie dieses Fotos befand sich auch in der Hinterlassenschaft von Alexander Grothendieck. Aber nicht nur dieses Foto, sondern auch ein Holzschnitt, der offensichtlich nach diesem Bild angefertigt worden war. In allen vier etwas beschädigten Ecken finden sich Löcher von Heftzwecken. Ob Sascha dieses Bild seines Freundes an die Wand einer seiner elenden Behausungen in Berlin oder Paris geheftet hat?

6. Rachil und andere Frauen

Sehr bald nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis (vermutlich etwa Februar 1917) lernt Sascha eine jüdische Frau namens Rachil kennen, die er heiratete und mit der er einen Sohn Dodek hatte, der anscheinend 1918 geboren wurde.

Sie dürften etwa zwei Jahre zusammen gelebt haben; wir wissen nichts über diese Zeit. Sascha scheint sie über alles geliebt zu haben, aber dennoch konnte er ihr nicht treu sein: „Mir hat Rachil nicht nur einmal gesagt, sie wäre die glücklichste Frau gewesen, wenn ich hätte nur sie geliebt. Aber immer waren da – eine andere zum wenigsten, die ich habe zur gleichen Zeit geliebt. Und wie geliebt!“

Dann wurde Sascha von den Kommunisten gefangen genommen, ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt. Er verbrachte ein Jahr im Gefängnis. Mit Hilfe einer Studentin, Jelena Fjedorowna, die er zur Anarchistin gemacht hatte und mit Hilfe Rachils gelang ihm auf irgend eine Weise die Flucht. Als er in der ersten Jahreshälfte 1921 nach Berlin gekommen war, da hatte sich Rachil schon von ihm abgewandt. Offensichtlich konnte sie das Leben mit ihm nicht mehr ertragen. „Ich bin müde von dir“, schrieb sie.

Sascha war natürlich bewusst, in welcher Gefahr Rachil sich in der Sowjetunion befand. Er bedrängte sie, ihm nach Westeuropa zu folgen, alles ins Werk zu setzen, um das möglich zu machen. Nach einigen Monaten – die Briefe wurden illegal hin- und hergeschickt – kam die Antwort: Sie lebe jetzt mit Senja ⁷. Hanka Grothendieck berichtet darüber: ...

1926 erhielt Sascha einen Brief von Rachil mit einigen (noch heute vorhandenen) Fotografien von ihr selbst und ihrem Kind. Er erfährt folgendes:

Sie ist jetzt freigelassen aus dem Konzentrationslager auf den Solowetzky-Inseln. Das schlimmste Lager, das es gibt in Sowjet-Russland. Vier Jahre hat sie da zugebracht mit ihrem Kind. Etwa ein Jahr, nachdem Sascha vor dem Todesurteil geflüchtet war, hat man sie interniert als Repressalie gegen ihn. Das Kind war damals zwei Jahre alt. Im letzten Jahr hat sie im Lager Büroarbeit gemacht, da war es schon nicht mehr so schlimm. Jetzt ist sie frei, aber als Konterrevolutionärin hat sie keine Arbeitserlaubnis, und damit keine Lebensmittelkarten, keine Wohnberechtigung. So zieht sie unster mit ihrem Kind durch das Land. Die we-

⁷ Diesen Namen hat Hanka Grothendieck erfunden. Es ist unbekannt, um welche Person es sich gehandelt hat.

nigen Genossen und Freunde, die noch in Freiheit sind, nehmen sie auf, so lange sie können, helfen ihr, wie sie können, selbst bedroht von Tag zu Tag. Senja, mit dem sie kurz vor ihrer Internierung ihr Leben vereinigt hat, ist jetzt zum zweiten Mal im Gefängnis. Sie hofft, dass er doch einmal wieder frei wird. Dies zweite Mal ist ja nicht wegen revolutionärer Arbeit – oder wie die Bolschewiken sagen: konterrevolutionärer – , die ist ja schon seit Jahren unmöglich. Sondern weil er in einer Belegschaftsversammlung, die den freiwilligen Verzicht auf einen Tagelohn beschließen sollte, gesagt hatte: das sei praktisch unmöglich, denn dann müssten sie alle Hungers krepieren. Allerdings, das ist ja konterrevolutionär. Der kleine Dodik ist ein übersensibles, übernervöses Kind, über sein Alter gereift durch die Dinge, die er hat erleben müssen. Aber wenn sie ihn nicht hätte – er ist alles, was sie noch am Leben erhält.

„Ja, da“ – Mit einer behutsamen Geste holt Sascha zwei Fotos heraus und legt sie neben das graue Stück Tütenpapier. Schlechte „Fotografen-Fotos“. Nur er kann in dem bis zur ausdruckslosen Leere retuschierten Gesicht der Frau die vertrauten, geliebten Züge wiederfinden. Auf dem Bild des Kindes dagegen hat der Fotograf die ganze mitleidlose Schärfe gelassen, mit der der armselige, schlechtsitzende Anzug in die Augen springt: die Falten des zu weiten Hemdes auf dem dünnen Körperchen und das schlotternde Trägerhöschen, dem man ansieht, daß es aus hartem Stoff und ohne Schnittmuster selbstgeschneidert ist. Aber sehr trotzig und verwegen steht der kleine Kerl da auf leichtgespreizten Beinchen, an denen die Knie am dicksten sind. Die kurze, vorgewölbte Unterlippe von eigenwilliger frühreifer Festigkeit und beinahe von Skepsis gekennzeichnet, und die immensen dunklen Augen – ein Ausdruck ist in dem zarten Kinder- gesicht, der wehtut. ...

„Warum ist sie nicht gekommen damals vor fünf Jahren, wie ich habe sie gebeten! Wenn ich wüsste, wie ihr zu helfen – mein halbes Leben würde ich dafür geben.“

Bereits 1920 war das erste Lager auf dem Archipel der Solowezki- Inseln im Weißen Meer südlich der Kola-Halbinsel eingerichtet worden. Bis 1931 waren dort über 70.000 Häftlinge interniert worden. Alexander Solschenizyn dachte an diese Inseln, als er den Begriff *Archipel Gulag* prägte. Die Bestimmung des Lagers war die physische Vernichtung von „Klassenfeinden“: Priester, Mönche, Weißgardisten, Menschewiken, Sozialrevolutionäre, Anarchisten. Das Lager war gekennzeichnet von schlechter medizinischer Versorgung, Misshandlungen, schlechter und wenig Nahrung. Vielfach litten die Häftlinge unter Depressionen wegen des kurzen Sommers und des nicht endenden kalten Winters. Bei einer Typhus-Epidemie im Sommer 1925 starben ein Drittel der Häftlinge.

Ein zweifellos sehr unregelmäßiger brieflicher Kontakt zu Rachil und Dodek muss sich noch länger erhalten haben. In einem von Grothendieck angelegten Fotoalbum befindet sich ein Foto Dodeks

aus dem Jahr 1930. In seiner Meditation *La Clef des Songes* erwähnt Grothendieck seinen Halbbruder in wenigen Zeilen:

Der Kontakt zu meinem Halbbruder (geboren 1917 oder 1918) ist während des Weltkrieges verloren gegangen, ich habe ihn niemals gesehen und hatte auch keine Korrespondenz mit ihm. Ich habe seine Briefe (in Russisch) und die seiner Mutter Rachil Schapiro gesehen, die ich in den Papieren meines Vaters gefunden habe. Sie waren Opfer schwerer Diskriminierungen und führten ein sehr unsicheres Leben. Es ist einige Jahre her, dass ich ein oder zwei Jahre lang versucht habe, seine Spur wieder zu finden, aber ohne Erfolg. ...

Es ist sicher, dass Rachil Schapiro noch in den dreißiger Jahren gelebt hat, denn ...

Schließlich widmete Grothendieck seinem Bruder handschriftlich ein Exemplar seines mathematischen Textes *A la poursuite des champs*:

A mon frère, Dodek Shapiro, que j'aurais voulu reconstruire un jour, alors que les seuls signes tangibles que j'ai de sa vie sont quelques lettres et photos d'enfant, anciennes de près d'un demi-siècle, datées d'Ulianovsk en Sibérie, adressées à son père Sascha (qui est aussi le mien) ...

Blickt man aus der Distanz auf das Verhältnis zwischen Sascha und Rachil, so scheint es wenig ausgeglichen: Sie liebt ihn wie keinen anderen Mann in ihrem Leben, hat ein Kind von ihm, das sie mit größter Mühe aufzieht, sie befreit ihn – sicher unter Lebensgefahr aus dem Gefängnis – und bleibt zurück in Russland, als er nach Westeuropa flieht. Deswegen wird sie zu mehreren Jahren Lagerhaft verurteilt, führt danach ein unsicheres und unstetes Leben. Sascha Schapiro hat es immer als sein Recht angesehen, auch andere Frauen zu lieben – sicher konnte er auch gar nicht anders – ob er jemals etwas konkret für seinen Sohn getan hat, außer seine Fotografie zu betrachten, scheint zweifelhaft, für ihn war das einzige, was zählte, die Revolution, der er alles unterordnete. Natürlich, sein eigenes Leben, sein Glück, sein Wohlergehen, seine Gesundheit, seine Liebe konnte er der Revolution und dem Anarchismus opfern – aber das Leben anderer Menschen? Doch das ist eine Frage, die man wohl nicht stellen darf. Eins ist allerdings gewiss: Er hat niemals den geringsten Zweifel daran gelassen, was er wollte, was sein Weg war. Alle Frauen, denen er begegnet ist, haben gewusst, auf was sie sich einließen: „Ich bin ein schrecklicher Mensch, Ljubimaja!“

Es scheint, dass die Geschichte mit Rachil sich in gewissem Sinne wiederholte. Erneut lernte er eine junge jüdische Frau kennen, schön, stolz und starrsinnig: Lia aus Warschau. Sie half ihm, über die

russisch-polnische Grenze zu gelangen, und ihre damals sechzehnjährige Schwester Ite begleitete Sascha nach Danzig, von wo aus er nach Deutschland, nach Berlin weiterreisen konnte. Sascha blieb nur etwa zwei Monate in Berlin und siedelte dann nach Paris über. Darüber wird in den folgenden Kapiteln noch mehr berichtet. Lia ist ihm erst nach Berlin und dann nach Paris gefolgt und hat zwei Jahre mit ihm zusammen gelebt. Dann konnte auch Lia das Leben mit ihm nicht mehr ertragen. Sie hatte kein Kind von ihm bekommen, sondern eine Abtreibung vorgezogen. Aber auch sie sagte: „Ich bin müde von dir, Sascha.“ Auch sie wusste, dass sie sich nur einem anderen Mann zuwenden musste – irgendeinem Mann – um die Trennung von Sascha endgültig zu machen. Hanka Grothendieck berichtet:

Zwei Jahre ist es her, da ist Lia von ihm gegangen. Und für wen, für wen – das war das Schlimmste. Josef, Sascha kannte ihn gut: einzaghafter, unbedeutender Bursche, ...

„Ich bin müde von dir, Sascha“, sagte Lia, als sie von ihm ging.
„Ich bin ein schrecklicher Mensch, Ljubimaja!“

Es muss noch viele weitere Frauen im Leben Saschas gegeben haben. Alexander Berkman, der ihn wohl im Herbst 1925 besucht, sagt bewundernd, als er Hanka sieht: „Was der Sascha immer für Frauen hat! Wie macht er das, der Teufel?“, und Sascha antwortet mit herablassenden Spott: „Ja, und ist so ein hässlicher Kerl und ein Brigant. Aber sie müssen wohl wissen, warum.“

Es gab da Ljuba die Weiße und Ljuba die Schwarze; es gab Jelena Fjedorowna, die bei seiner Befreiung aus dem Gefängnis mitgewirkt hatte, es gab eine Frau, die ihn als ihren Mann ausgab, als er auf seiner Flucht in Brjansk verhaftet wurde, und die ihn dadurch rettete. Hanka schreibt: „Leider ist sein Same scheinbar sehr lebensdurstig, und alle seine Geliebten haben Aborte machen müssen. Nur Rachil, die hat es einmal gegen ihn durchgesetzt ...“

7. Flucht nach Berlin und Paris

Bevor wir auf die Flucht von Sascha Schapiro aus dem Gefängnis und nach Berlin zu sprechen kommen, wollen wir vorweg klären, wie wir ihn im Folgenden nennen wollen. In „Eine Frau“ wird berichtet:

Der Name, unter dem er lebt, klingt auch sehr aristokratisch; das war keine Absicht, sondern es war zufällig so herausgekommen, als während der letzten Zeit in Rußland ein in diesen Dingen erfahrener Genosse den Namen auf seinen russischen Papieren änderte, wie es eben am besten ging.

Dieser „aristokratisch“ und jedenfalls nicht jüdisch, sondern russisch klingende Name war Alexander Tanaroff. Seit 1921 hat er unter diesem Namen gelebt, unter diesem Namen wurde er nach Auschwitz transportiert, und unter diesem Namen ist er in der Liste der Opfer der Shoah verzeichnet. Es erscheint also angemessen, wenn auch in diesem Buch von jetzt an dieser Name verwendet wird.

Eine kleine Anmerkung kann noch dazu gemacht werden: In dem gerade zitierten Text heißt es, dass seine russischen Papiere gefälscht wurden und der Name geändert wurde ... Es kann weiter angemerkt werden, dass er in der anarchistischen Bewegung den Decknamen Pjotr (oder Piotr) erhielt, der manchmal als Peter ins Deutsche übersetzt wurde.

Nachdem Tanaroff glücklich in Berlin angekommen war, erhielt er ohne größere Probleme eine Aufenthaltserlaubnis, die ihm als politisch Verfolgtem und Flüchtling aus der immer noch von Unruhen erschütterten Sowjetunion nicht verweigert werden konnte. Hunderttausende flohen damals aus dem ehemaligen Russland, und viele fanden Zuflucht in Berlin. Auch erhielt er aus einer Unterstützungskasse für emigrierte Anarchisten eine kleine Rente, und er hätte nach eigener Aussage jahrelang bequem in Berlin leben können. Es kann als sicher gelten, dass er in dieser Stadt auch zahlreiche Mitkämpfer wiedertraf, an erster Stelle vermutlich Nestor Machno selbst. Auch Alexander Berkman, Emma Gildmann, der „andere“ Schapiro und viele andere hielten sich 1921 wenigstens zeitweise in Berlin auf. Tatsächlich verließ Tanaroff jedoch schon nach wenigen Wochen Berlin, um nach Paris, das zweite Zentrum der osteuropäischen Emigranten, überzusiedeln.

Der entscheidende Anlass für diesen Schritt war eine etwas bizarre Affäre, die mit dem italienischen Anarchisten Francesco Ghezzi zu tun hatte. Dieser hatte gerade ein Attentat auf die Mailänder Oper verübt, war dann nach Berlin geflüchtet, geriet irgendwie an Sascha und wurde mit dessen Hilfe versteckt. Sascha fand seine Gewalt-Demonstration erschreckend sinnlos und verfehlt, aber das war kein Grund für ihn, den Genossen nicht bei sich aufzunehmen. Sie kamen gut miteinander aus, wenn sie sich auch nur schwer verständigen konnten: Ghezzi sprach kaum Deutsch, Sascha eine sehr mangelhaftes Französisch. Und beide wussten nicht, dass die Polizei schon auf Ghezzi aufmerksam geworden war. Mehrere Tage hatten sie sich schon in einem Nebenzimmer installiert und versuchte, die Gespräche zwischen Tanaroff und Ghezzi zu belauschen. Beide benutzten verschiedene Decknamen, die die Polizei völlig verwirrten. In „Eine Frau“ wird beschrieben, wie die Polizei schließlich sowohl Sascha als auch Ghezzi verhaftete. Sie ging dabei noch rücksichtsvoll vor, denn sie wartete ab, bis Lia, die nach einer Abtreibung wieder eine erste Liebesnacht bei Sascha verbrachte, morgens um fünf Uhr Saschas Zimmer verließ. Es muss bei dem Verhör im Polizei-Präsidium zu etwas Slapstick-haften Szenen gekommen sein. Nach der Darstellung in „Eine Frau“ ging das Verhör folgendermaßen zu Ende:

Ehe man ihn entließ, sagte der Beamte, der mit liebevoller Sorgfalt die ersten Blätter in einen neuen Aktendeckel heftete, sehr zuvorkommend: „Gewiss, ich persönlich halte Ihre Weltanschauung für etwas sehr Idealistisches. Aber als Beamter muss ich Ihnen sagen, dass der deutsche Staat mit Leuten, wie Sie es sind, nichts zu tun haben will. Leider sind wir durch das Asylrecht gebunden und können Sie nicht ausweisen. Aber wenn Sie die Möglichkeit hätten, in ein anderes Land zu übersiedeln – Sie würden uns einen großen Gefallen tun. – Auf jeden Fall: sowie man Ihnen den mindesten Zusammenhang mit politisch tätigen Kreisen hier in Deutschland nachweisen kann ...“ Und eine abschneidende Bewegung mit der Hand.

Tanaroff hat dann wohl einen verhängnisvollen Fehler begangen, indem er den „Ratschlag“ des Beamten befolgte. Er wusste, dass das Asylrecht nur für das Land gilt, in dem man als erstem Zuflucht gefunden hatte und auch das nur so lange, wie man ununterbrochen in diesem Lande bleibt. Er fand keine Verdienstmöglichkeiten in Berlin, und er wollte nicht wie so viele andere von der Unterstützung der Genossen leben. Er ging nach Paris. Nicht wenige seiner Genossen lebten dort unbehelligt – war nicht Frankreich das Land der Freiheit, die Zuflucht aller Vertriebenen?

Seit dieser Zeit hat Tanaroff fast nur noch illegal in Frankreich, in Belgien, in Deutschland und vermutlich auch in Spanien gelebt. Die Chance, seinen Status zu legalisieren, war verpasst – doch vermutlich hat das für ihn als Anarchisten überhaupt keine Rolle gespielt.

Wir werden Francesco Ghezzi in diesem Buch nicht mehr begegnen, und deshalb soll seine tragische Geschichte kurz erzählt werden. Obwohl Sascha ihn wie vor dem sicheren Tod warnte, setzte er sich in die UdSSR ab. Wie es nicht anders sein konnte, wurde er 1929 verhaftet. Es gab eine große internationale Kampagne zu seiner Freilassung, die erfolglos blieb. Im Jahr 1941 starb der kerngesunde Mann in einem sibirischen Lager an „Lungenschwindsucht“.

8. Sascha in Paris

Nach wenigen Wochen in Berlin reiste Sascha Tanaroff nach Paris weiter. Zu der Zeit sprach er noch, wie wir gerade gehört haben, ein „höchst mangelhaftes Französisch“. (Sein Deutsch war offenbar wesentlich besser, obwohl er ja erst wenige Wochen zuvor nach Deutschland gekommen war, vielleicht ein Hinweis darauf, dass er in seiner Jugend doch Jiddisch gelernt hatte.)

Wie es auf Grund der schon geschilderten Asylgesetze nicht anders zu erwarten war, konnte er in Frankreich nicht so ohne weiteres einreisen. „Eine Frau“ berichtet über seine Abenteuer:

In Paris ging es nicht so einfach, wie er sich das dachte. Die französischen Behörden hatten wohl genug von der Hochflut russischer Flüchtlinge. Sie waren nicht verpflichtet ihn aufzunehmen. Zweimal wurde Sascha zwischen Frankreich und Deutschland hin- und hergeschickt. Dem Kommissar in Köln, der ihm das zweite Mal bedeutete, er müsse Deutschland sofort verlassen, und er würde dafür sorgen, dass er sich nicht in dem Weg irre, sagte er: „Irgendwo muss ich schließlich bleiben. Ich ginge ja gerne auf den Mars, aber ...“

Der zuckte die Achseln: „Bleiben Sie, wo Sie wollen und können, aber nicht bei uns. Ich habe meine Anweisungen. Das Betreten deutschen Bodens ist Ihnen untersagt, schon jetzt haben Sie sich des Bannbruchs schuldig gemacht. Was sechs Monate Gefängnis kostet. Und wenn Sie die abgesessen haben, werden Sie ohne weiteres wieder über die Grenze abgeschoben. Diesmal wollen wir die Sache vereinfachen. Ich lasse Sie gleich an die Grenze bringen. Welche sie wollen: die französische oder die belgische.“

Wenigstens kennen die Polizisten auf beiden Seiten besser als ein ahnungsloser Ausländer die Punkte, an denen man unbemerkt über die Grenze gelangen kann. Und so kam er wieder nach Paris.

Und dann hatte Sascha wieder das Glück, das man braucht, wenn man ein Leben wie das seine führt. In Paris erzählte er der französischen Frau eines russischen Genossen von seinen Schwierigkeiten. Sie sagte nur: „Lassen Sie Sascha, ich werde das schon in Ordnung bringen.“ Sie machte sich schön und ging zu dem Kommissar, der auf dem *Services des Etrangers* seinen Fall bearbeitete, und als sie wieder zurückkam, da war amtlich festgestellt, dass Sascha geradewegs aus Russland eingereist war und man ihm deswegen das Asylrecht nicht verweigern konnte. Sie lachte nur, als er bewundernd fragte, wie sie das fertig gebracht hatte.

Man wird als sicher unterstellen können, dass Lia ihm folgte. Wie sie es bewerkstelligte, in Frankreich einreisen zu dürfen, wissen wir nicht. Wir wissen von ihr nicht mehr als schon mitgeteilt wurde:

Sie war Jüdin, vielleicht aus Polen, vielleicht aus Russland; sie hatte eine jüngere Schwester, Ite, und sie hielt das Leben mit Sascha nicht länger als zwei Jahre aus.

In Paris gab es genau wie Berlin Netzwerke von Emigranten aller Kategorien, die sich gegenseitig unterstützten. So verschaffte man ihm bald Arbeit. In „Eine Frau“ heißt es dazu:

Als er 1921 aus Russland kam, haben die deutschen Genossen ihm aus ihrer Solidaritätskasse wöchentlich eine kleine Summe für seinen Lebensunterhalt gegeben, und er hätte jahrelang so leben können, wie Machno es auch tut. Ihm passte das nicht. Und nach wenigen Wochen, da er in Berlin keine Arbeit fand, ist er nach Paris gegangen. Dort haben ihm Genossen Arbeit in einer kleinen Werkstatt verschafft. Der „Patron“ hat ihn auf Stücklohn angenommen, da er sicher mit seinem einem Arm nicht so viel schaffen könnte wie die andern. Aber nach kurzer Zeit hat er den Kniff gefunden, die paar Handgriffe der immer gleichen Beschäftigung so rationell auszuführen, dass er mehr schaffte als die anderen. Darauf wollte der Patron ihn auf Stundenlohn setzen, das wollte er sich nicht gefallen lassen, und er ist weggegangen. Zu jener Zeit hörte er, dass Genossen in Belgien mit Schnellfotoapparaten auf die Straße und auf Jahrmärkte gehen und wunderbar unabhängig damit leben. Er ist nach Belgien gefahren und hat eine Zeitlang mit einem geliehenen Apparat gearbeitet, bis er sich selbst einen anschaffen konnte. Gewiss ist es nicht die angenehmste Art, sein Brot zu erwerben, aber es ist eine der wenigen Arbeiten, bei denen man weder ausgebeutet wird, noch selbst jemanden ausbeutet: man lebt von dem Ertrag seiner Arbeit [...] Und man verdient gut dabei. Die Genossen arbeiten nur während der guten Jahreszeit, und da verdienen sie genug, um den Winter über ruhig leben zu können. „Aber bei mir ist es immer anders gekommen; ich habe nicht weniger gearbeitet und verdient als die anderen, aber nie ist bei mir ein Pfennig geblieben. Immer waren da Genossen, die keine Arbeit haben, und die müssen ja auch leben. ...“

Vielleicht ist diese Darstellung zeitlich ein wenig komprimiert. Wir haben schon gehört, dass um die Zeit, als Lia sich von ihm trennte, also vermutlich 1923, das Angebot der Genossen aus Belgien kam. Seit dieser Zeit hat er also immer wieder als Straßenfotograf gearbeitet, vermutlich – wenn auch mit Unterbrechungen – bis in die Jahre zwischen dem Spanischen Bürgerkrieg und dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges. Es gibt mehrere Fotos, die Sascha bei seiner Arbeit als Fotograf zeigen, einige aus Berlin, eines offenbar aus Paris. Dieser „Schnellfotoapparat“ stellte offenbar Bilder auf kleinen Metallplättchen von etwa 6 mal 9 Zentimeter Größe her. Einige dieser Fotografien sind noch heute vorhanden, darunter das erste Foto, das dem Verfasser von Sascha überhaupt zu Gesicht kam und ein Bild von Hanka mit dem neugeborenen Alexander. „Eine Frau“ enthält eine faszinierende Darstellung der Arbeit als Straßenfotograf und

der psychologischen Tricks, die man dabei anwendet. Wir kommen in Kapitel ? darauf zurück.

Wie lange sich Sascha in Belgien aufhalten und welche Beziehungen er dort anknüpfen konnte, ist nicht bekannt. Sicher ist nur, dass sein Aufenthalt sehr plötzlich beendet wurde. Er wurde mit seiner Kamera auf der Straße verhaftet, erhielt nicht einmal die Erlaubnis zu Hause seine Sachen packen zu dürfen, sondern wurde nachts zur Grenze gebracht. Da er keine Aufenthaltserlaubnis für irgend ein Land hatte, versuchten die belgischen Behörden erst gar nicht, ihn offiziell über die Grenze zu bringen: Offenbar wurde er bei Nacht und Nebel hinüberschickt und konnte sich nur aussuchen, welche Grenze es sein sollte.

Dieses Ereignis hatte für Sascha Tanaroff schwerwiegende Folgen, und wir kommen damit auf einen wesentlichen Aspekt seines Lebens zu sprechen, der bisher noch überhaupt nicht berührt wurde. Sein großes Lebensziel war neben seiner Berufung zum anarchistischen Revolutionär der Wunsch, Schriftsteller zu werden. Beides war untrennbar miteinander verbunden, denn er wollte die Geschichte der Revolution aufschreiben, so wie er sie selbst erlebt hatte. Wenn wir darüber berichten, so ist die Hauptschwierigkeit natürlich die, dass sich allem Anschein nach nicht eine einzige Zeile seines literarischen Werkes erhalten hat. Wir sind also ganz darauf angewiesen, was seine Lebensgefährtin und sein Sohn dazu sagen. Grothendieck schreibt in der Meditation *La Clef des Songes*, aus der schon früher zitiert wurde:

Sowohl meine Mutter als auch mein Vater hatten eine bemerkenswerte schriftstellerische Begabung. Bei meinem Vater war es sogar eine dominierende Bestimmung, die er als untrennbar von seiner Berufung als Revolutionär empfand. Auf Grund der wenigen Fragmente, die er hinterlassen hat, zweifle ich nicht daran, dass er das Zeug hatte, ein großer Schriftsteller zu werden. Und nach dem abrupten Ende eines immensen Abenteuers trug er während vieler Jahre in sich das zu vollendende Werk – ein Fresko, angefüllt mit Glauben und Hoffnung und Schmerz, mit Lachen und Tränen und vergossenem Blut, prall und unermesslich wie sein eigenes Leben, ungezähmt und lebendig wie ein Lied der Freiheit ...

Was war nun in Belgien geschehen? Er hatte wieder angefangen zu schreiben – vielleicht überhaupt erst richtig begonnen, abends und in den Nächten nach der Arbeit mit dem Fotoapparat auf der Straße. Es wurde ihm nicht erlaubt, seine Sachen zu packen. Vergeblich bat er die Polizisten, die ihn festnahmen, ihm wenigstens seine Manuskripte zu schicken: „Haben sie aber nicht gemacht. Und so ist

alles verloren gegangen, auch was ich sonst schon hatte geschrieben. Und manches kann man nicht neu machen.“

Das ist vielleicht der entscheidende Satz, jeder Schriftsteller, jeder Künstler weiß das: Manches kann man nicht neu machen. Auch wenn er noch Hoffnung hatte: „Aber sollen wir eine ruhige Zeit haben, dann werden wir schon wieder etwas schaffen!“

Vielleicht urteilt Grothendieck zu hart über seinen Vater, wenn er ihm vorwirft, er habe sich von den Kleinlichkeiten des Emigrantenlebens aufzehren lassen. Das Leben war ungeheuer hart für Sascha, nie war Geld da, immer gab es Sorgen: Wo sollte man wohnen, wie die Kinder versorgen, wie die Miete bezahlen, wie durch den Winter kommen, wie den Genossen und Freunden helfen? Die Armut, in der diese Menschen lebten, ist heute unvorstellbar. Wie sollte man einen Arzt bezahlen, eine neue Brille, ein Paar Schuhe? Es war ein Leben am äußersten Existenzminimum. Vielleicht hat Grothendieck aber auch ein wenig recht: Wie leicht ist es, ein großes Ziel aus den Augen zu verlieren, es immer wieder aufzuschieben, immer wieder das unmittelbar notwendig erscheinende zu tun, anstatt endlich einen richtigen Entschluss zu fassen. Was Grothendieck betrifft erscheint eines allerdings unverzeihlich: 1991 hat er die noch wenigen vorhandenen Manuskripte seines Vaters verbrannt. Ich kann es nicht anders nennen: ein barbarischer Akt, der nur mit Grothendiecks psychischer Erkrankung zu erklären ist.

„Eine Frau“ enthält einen kurzen Abschnitt, in dem Sascha seine künstlerischen Prinzipien erläutert. Zweifellos hat er damit auch Hanka sehr beeinflusst, die bei ihrem eigenen Buch ähnlichen Maximen folgt:

Und immer wieder streichen, streichen, streichen. Ein Schriftsteller darf nicht sein eine Nachtigall, die sich berauscht an ihr eigenem Gesang. Manchmal ist selbst Lott ⁸ entsetzt, wenn er nach nochmaligem Vorlesen einen energischen Strich über eine halbe Seite macht, an der sie zu zweit das letzte Mal lange gefeilt haben, und vielleicht noch gerade einen Satz stehen lässt. „Sollst du nie bedauern deine schönen Worte, dass du kannst nicht stolzieren damit wie der Pope mit seinem Bart. Der Bart von ein Popen, sagt man, ist fettig. Ein Kunstwerk darf nicht fettig sein. Und es braucht keinen Bart, und wenn er glänzt auch noch so schön. Ein Kunstwerk entsteht nur, wenn du haust weg alles Überflüssige, wie bei einer Skulptur, und noch geschnitten und wieder noch etwas abgekerbt, bis es bleibt die exakte Muskulatur, dass du spürst die Sehnen und Knochen darunter. Das aber musst du ausarbeiten schön und voll – präzise, dass es nicht sei ein verhungertes gerupftes Hühnchen. Dahinein musst du legen deine ganze Kraft.“

⁸ Lott ist Hankas Deckname in „Eine Frau“.

Sascha Tanaroff kehrte also nach Paris zurück.

Trotz aller Beschwerden hatte das Leben in Paris sicher auch seine angenehmen Seiten. Vor allem wird dazu eine Vielzahl interessanter Bekanntschaften gehört haben. Insbesondere erwähnt Sascha den bedeutenden jiddischen Schriftsteller Scholem Asch und den Maler, Bildhauer und Journalisten Aron Brzezinski; beide waren polnische Juden. Man traf sich mit anderen Künstlern im *Café Dôme*, das in dieser Zeit ein Treffpunkt der gesamten künstlerischen Elite von Paris war. Es ist ein faszinierender Gedanke, dass Sascha zu dieser Zeit oder später in den 30er Jahren hier Leute wie Picasso, Koschka und unzählige andere getroffen haben könnte.

Auch wenn wir damit von unserem Thema ein wenig abkommen, sollen an dieser Stelle einige Worte über Brzezinski eingefügt werden, denn dessen Leben illustriert vielleicht besser als jede Beschreibung das Milieu, in dem auch Sascha lebte.

Brzezinski wurde 1889 in Warschau geboren, kam anscheinend schon vor dem Ersten Weltkrieg nach Paris, diente aber gegen dessen Ende in der polnischen Infanterie. Er verbrachte einige Zeit auch in London; während der bolschewistischen Revolution reiste er nach Moskau. 1921 ging er nach Paris und studierte Bildhauerei an der *École des Beaux-arts* bei Jean Boucher. Er fertigte von Sascha eine Bronzebüste an, die 1925 im *Salon de la Société Française* ausgestellt wurde und von der Bilder in verschiedenen Kunstzeitschriften abgedruckt wurden⁹. Auch später beteiligte er sich an einigen Ausstellungen. In „Eine Frau“ wird berichtet, dass Brzezinski in großer Armut lebte und zeitweise versuchte, seinen Lebensunterhalt als Gepäckträger auf dem Bahnhof zu verdienen. Dort wurde er dann von den „richtigen“ Gepäckträgern weggejagt. Ein Atelier konnte er sich bald nicht mehr leisten, sondern bezog stattdessen eine dunkle, leerstehende Klempnerwerkstatt. Er engagierte sich als Journalist und Schriftsteller für die jüdische Sache und starb 1940 krank, vergessen und verarmt. Es spricht viel dafür, dass die von Brzezinski angefertigte Büste von Sascha noch heute existiert. (Ich stelle mir vor, dass sie in irgend einer Pariser Altbau-Wohnung unter alten Möbeln, Bildern und Erinnerungsstücken steht. Genaueres ließ sich bisher nicht ermitteln.)

Man wird vermuten dürfen, dass Sascha in Paris gelegentlich Kontakte zu Makhno und seinem Umkreis hatte ...

⁹ Ein kleiner Zeitschriftenausschnitt mit einem solchen Foto ist noch heute vorhanden.

9. Sascha in Berlin

Im Herbst 1925 erhielt Sascha Tanaroff auf dem deutschen Konsulat in Paris für acht Tage eine Einreisegenehmigung nach Deutschland, um in Berlin „familiäre Angelegenheiten“ regeln zu können. Aus diesen acht Tagen wurden acht Jahre. Erst im Sommer 1933 nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten verließ er Deutschland wieder. Über keinen Abschnitt aus Saschas Leben wissen wir so viel wie über diesen Herbst 1925, denn Hanka Grothendieck hat minutiös berichtet, wie sie ihn kennen und lieben gelernt hat und welchen Eindruck er auf seine Umgebung gemacht hat. Sie war von seiner Persönlichkeit so überwältigt, dass noch mehr als zwanzig Jahre später – als sie begann, ihren Roman aufzuschreiben – diese Zeit ihr lebendig und in allen Details vor Augen stand.

Bei den „familiären Angelegenheiten“, die Sascha zu regeln hatte, scheint es sich eher um ein Missverständnis gehandelt zu haben. Es ging dabei um Auseinandersetzungen in den Zirkeln der russischen Emigranten und Anarchisten. Offenbar war die Frage gestellt worden, wie es Sascha als einzigem aus seiner Gruppe gelingen konnte, 1921 aus der Sowjetunion zu fliehen, etwas das wie ein „Wunder“ erscheinen musste. Um die ausgesprochenen oder unausgesprochenen Verdächtigungen aus der Welt zu schaffen, besuchte Sascha mit dem Revolver in der Hand einige der russischen Anarchisten in Berlin, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Es kam zu einer eher theatralischen als wirklich dramatischen Szene, und etwas Ernsthaftes ist nicht geschehen.

Nachdem der eigentliche Zweck seiner Reise also erfüllt war oder besser gesagt sich in Luft aufgelöst hatte, fehlte allerdings Sascha das Geld für die Rückreise nach Paris. Er musste erst mit seinem „Schnellfotoapparat“ auf den Straßen und Plätzen Berlins genügend Geld verdienen. Dem standen aber neben praktischen auch bürokratische Hindernisse im Wege: Er benötigte einen Gewerbeschein, dafür eine Aufenthaltserlaubnis, dafür ordentliche Papiere – über seinen „Nansen-Pass“ schüttelten die Beamten nur den Kopf – und schließlich war er schon einmal aus Deutschland ausgewiesen worden. Im Grunde war nicht daran zu denken, dass er seinen Aufenthalt legalisieren und länger ausdehnen konnte.

Er kroch also erst einmal bei „Genossen“ unter, in Kellerwohnungen, primitiven möblierten Zimmern, Abstellräumen, möglichst billigen Hotelzimmern. Zufälligerweise geriet er in den Kreis, in

dem auch Hanka Grothendieck und ihr Ehemann Alf Raddatz verkehrten. Vielleicht war es nicht ganz ein Zufall, denn ein Zentrum der russischen Emigranten war das „Scheunenviertel“ nördlich vom Alexanderplatz, und hier lebten auch viele der Anarchisten und derjenigen, die sich dafür hielten. Hanka war in diesen Tagen in Hamburg, um eine Abtreibung vornehmen zu lassen, und ihr Ehemann berichtete ihr brieflich von dem merkwürdigen Gast aus Russland, über den die wildesten Gerüchte im Umlauf waren.

Das ist der merkwürdigste Kopf, den Redy jemals gesehen hat. Natürlich, diese ausgefallene Idee, sich den Schädel zu rasieren, das gibt schon eine imposante Wirkung. Und das Gesicht ist auch danach: Cäsar; nicht mehr und nicht weniger. Daß so was lebt heutzutage! „Sascha?“ macht Redy fragend. „Ist das nicht die Verkleinerung von Alexander?“ Und denkt: geschmacklos; wie kann so ein Kerl sich einen Kosenamen zulegen! Alexander würde genau auf ihn passen.¹⁰

Glaukt man der Darstellung in „Eine Frau“, so sah Sascha zufällig ein Foto von Hanka, vermutlich eines der Fotos von Hanka, die heute noch existieren, und er eröffnete darauf hin ihrem Ehemann Alf Raddatz: „Ich werde Deine Frau wegnehmen!“. Wenige Tage später erschien Hanka, noch etwas mitgenommen von der Abtreibung – und es ist Liebe auf den ersten Blick.

Ein Chaos, ein Unwetter von unkontrollierbaren Gefühlen bricht los. Beide sind leidenschaftliche, stolze, überhebliche, kompromisslose und unbeugsame Charaktere. Vom ersten Tag an kommt es zu Missverständnissen und Eifersuchtsszenen, zu schlimmen Auseinandersetzungen, Sascha rennt nächtelang wie besessen in den Straßen von Berlin umher, es kommt zu Trennungen, die nur Stunden oder wenige Tage dauern, zu Versprechungen und Beschwörungen, zu leidenschaftlichen Wiedervereinigungen. Alf Raddatz wirft sich völlig zerstört seiner Frau zu Füßen, abwechselnd droht er sich selbst oder Sascha zu erschießen. Doch letzten Endes kommen Sascha und Hanka nicht von einander los. Man gewinnt nicht den Eindruck, dass es eine glückliche Beziehung war. Es war eine schicksalhafte Begegnung, und selbst Sascha, der immer nur seinem eigenen Willen gefolgt ist, musste sich beugen.

Es ist jetzt an der Zeit, sich Hanka Grothendiecks Leben zuzuwenden.

¹⁰ Redy ist der Deckname von Alf Raddatz in „Eine Frau“.

10. Hanka Grothendiecks Eltern

Anfang des Jahres 2003 zeigte der Verfasser eine Fotografie von Hanka Grothendieck einer engen Verwandten, die daraufhin hervorstieß: „Oh, ich hasse diese Frau!“. Eine andere Zeitzeugin, der man eigentlich kein böses Wort über irgend einen Menschen zutrauen würde, sagte: „Sie hatte einen sehr schlechten Charakter!“. Ihr Sohn schrieb: „Die letzten fünf Jahre ihres Lebens waren eine unvorstellbare Hölle, ihr Tod war eine Erlösung für sie und für mich.“¹¹ Ähnlich waren die Antworten anderer Menschen aus ihrem Umkreis, die befragt werden konnten. Das mindeste, was man hörte, war: „Sie war eine sehr schwierige Persönlichkeit.“ Wer ist also diese Frau, die noch fast ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode solch heftige Reaktionen auslösen kann?

Schon im Alter von ungefähr 16 Jahren hat sie sich von ihrem Elternhaus gelöst und ein Leben begonnen, das ähnlich radikal, kompromisslos, exzentrisch und letzten Endes selbstzerstörerisch war wie das ihres Lebensgefährten. Will man versuchen, ihre Persönlichkeit und ihr Leben zu verstehen, so wird man mit ihren Eltern beginnen müssen.

Der Großvater hieß Albert Ernst Hermann Grothendieck.¹² Er wurde am 3.1.1871 in Damgarten geboren, war evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, lebte zunächst in Rostock und spätestens seit 1900 in Hamburg, wo er am 1.3.1945 verstarb. Seine Eltern waren laut Eintrag in seinen Heiratsurkunden der Händler Friedrich Christian Wilhelm Grothendieck und dessen Ehefrau Friedericke, geb. Bollnow, ebenfalls aus Damgarten. (Diese Kleinstadt liegt auf halber Strecke zwischen Rostock und Stralsund an der Grenze zwischen Mecklenburg und Vorpommern am Saaler Bodden.) Laut Eintrag im Taufregister war Albert das zehnte Kind. Es wird berichtet¹³, dass der Jähzorn seines Vaters ihn wie einige seiner Brüder mit

11

¹² In mehreren biographischen Notizen über Grothendieck wird gesagt, der Name sei holländischen Ursprungs und aus Holland stammten auch die Vorfahren. Das ist möglich, aber nicht erwiesen. Zweifellos ist es ein niederdeutscher oder holländischer Name.

¹³ Bemerkungen wie „es wird berichtet“ beziehen sich meistens auf Hanka Grothendiecks Roman „Eine Frau“.

fünfzehn Jahren aus dem Haus trieb. (Der Jähzorn hat sich über Generationen vererbt.) In Rostock übte Albert das Gewerbe eines Bierhändlers aus. ...

Seine zweite Ehe schloss Albert Grothendieck als Witwer am 23.2.1900 mit der Wirtschafterin Anna Luise Lisette Johanna Demmin. Sie war am 1.6.1872 geboren, ebenfalls evangelisch-lutherisch und entstammte einer „alten“ in Liessow (Kreis Güstrow, Mecklenburg) ansässigen Bauern- und Gastwirtfamilie.

Dies ist vielleicht die richtige Gelegenheit, einen weit verbreiteten Irrtum zu korrigieren: Die Familie der Mutter Alexander Grothendiecks hat keinerlei jüdischen Hintergrund.

Anna Demmins Eltern waren der Erbbauer, Erbkrugwirt und Erbschmied Friedrich Johann Christoph Demmin und dessen Ehefrau Wilhelmine Sophie Henriette geb. Sürß (oder Sürss). Sie bewirtschafteten einen größeren Bauernhof, zu dem auch eine Ton- und eine Kiesgrube und ein Kolonialwaren-Geschäft gehörte. Die Eheschließung von Albert und Anna fand in Knegendorf, einige Kilometer südlich von Liessow statt. Es war Eile geboten, denn die Braut war schwanger, eine Tatsache, die später Hanka Grothendieck ihrem Vater vorhalten konnte, wenn es immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen wegen ihres eigenen Lebenswandels kam. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor: Johanna (die sich später Hannah, dann Hanka nannte, die Lebensgefährtin Saschas und Mutter von Alexander Grothendieck), ...

Albert Grothendiecks berufliche Laufbahn ist alles andere als gradlinig, sein Charakter alles andere als einfach. Ein Familienangehöriger, der sich noch an ihn erinnert, sagte wörtlich: „Er war ein Lebemann, der viel in seinem Leben angefangen hat.“ ... Die Familie wohnte in einer großen Wohnung mit einem gewissen Luxus; Kindermädchen und andere Bedienstete waren selbstverständlich.

In den folgenden Jahren erlebten jedoch Hanka und ihre Geschwister den unaufhaltsamen wirtschaftlichen und sozialen Abstieg der Familie, verursacht vor allem durch die Großmannssucht des Vaters (er besuchte Pferderennen, statt sich um sein Hotel zu kümmern), aber auch durch Betrug, unvorteilhafte Pachtverträge und persönliche Schicksalsschläge wie anhaltende Krankheiten der Mutter, die große Kosten verursachten. Später kamen Krieg, Wirtschaftskrise und Inflation. Etwa um das Jahr 1905 erfolgte schon ein erster vollständiger geschäftlicher Zusammenbruch; das Hotel musste aufgegeben werden, und von da an ging es eigentlich nur noch abwärts. ...

Besonders demütigend war es, dass Albert im Winter als Lohnkellner arbeiten musste und mehr als einmal Gäste bediente, die er noch wenige Jahre zuvor großartig als Hotelier begrüßt hatte. Schließlich war er als angestellter Kellner wieder dort angelangt, wo er angefangen hatte. Im August 1921, noch zu Beginn der Inflationszeit, erwarb er die Konzession für die Schuhputzstände und öffentlichen Toiletten auf dem Hamburger Bahnhof und führte, wie der Gewerbeschein verzeichnet, einen Handel mit Toilettenartikeln, Schuhbedarfartikeln, Tabak, Zigaretten und Zigarren. Zum Schluss verlor er auch diese Konzession an die Konkurrenz und musste als angestellter Schuhputzer arbeiten. Die Wohnungen wurden immer kleiner, und schließlich wurden möblierte Zimmer vermietet, damit wenigstens etwas Geld ins Haus kam. Nach der Inflationszeit arbeitete er unter anderem als Wächter, sowie als Packer und Maler in kleineren Betrieben in Hamburg, jeweils für kurze Zeit. Ab etwa 1924 betrieb er mit seinen Söhnen einen Handel mit frischen Fischen aller Art, die er auf einem motorisierten Dreirad verkaufte. Auch seinen alten Beruf als Kellner nahm er zeitweise wieder auf.

Richtig unterkriegen ließ sich Albert Grothendieck aber nie. Als es eigentlich für sein Leben schon zu spät war, gewann er nach jahrelangem Streit einen Gerichtsprozess (bei dem es um frühere Pachtverträge ging) und erhielt eine Entschädigung, die es ihm Mitte der zwanziger Jahre erlaubte, ein kleines heute noch existierendes Siedlungshäuschen in Fuhlsbüttel zu erwerben. Vielleicht bekam er jetzt wieder etwas Boden unter die Füße. Insgesamt ist sein Schicksal nicht untypisch für viele kleinere Gewerbetreibende in diesen Jahrzehnten. Ungezählte ähnliche Existenzen in Deutschland wurden durch Krieg, Zusammenbruch, Wirtschaftskrise und Inflation vernichtet.

Die Beziehungen zu seinen Kindern und Enkelkindern scheinen sich nach dem Tod seiner zweiten Frau (im Jahr 1928) sehr gelockert zu haben. Von seinem Enkel Alexander hat er möglicherweise keinerlei Notiz genommen; dessen ältere Halbschwester lebte als Baby und Kleinkind dagegen einige Zeit bei den Großeltern. Er heiratete noch ein drittes Mal und starb kurz vor Kriegsende. Die Verwandten erzählen noch heute, dass trotz aller Schicksalsschläge Albert Grothendieck sich sein ganzes Leben lang einen gewissen Optimismus und die Haltung eines Gentleman bewahrt habe.

Schon die wenigen Andeutungen, die wir gemacht haben, zeigen, dass allein das Leben Albert Grothendiecks Stoff genug für einen Roman liefert, der eine vielleicht deprimierende, aber jedenfalls nicht untypische Lebensgeschichte dieser Zeit beschreibt.

Es ist gut vorstellbar (wenn auch reine Spekulation), dass diese Kindheitserlebnisse mit zum Ausbruch Hankas aus der bürgerlichen Welt beigetragen haben. Grothendieck selbst ist der Meinung, dass das problematische Verhältnis zwischen seinem Großvater und seiner Mutter einer der Gründe für spätere Spannungen und Brüche in der Familie ist. Es ist sogar die Vermutung geäußert worden, dass dieses Verhältnis eine sexuelle Komponente gehabt haben könnte. Das lässt sich jedoch nicht konkret belegen und erscheint insgesamt eher unwahrscheinlich: Nach allem, was wir über Hanka wissen, hätte sie es sich nämlich nicht entgehen lassen, in ihrem Buch ausführlich darüber zu sprechen, wenn zwischen ihr und ihrem Vater „etwas“ gewesen wäre. Auch wenn Grothendieck von seiner Mutter mehr erfahren haben könnte, als heute bekannt ist, so kann man wohl doch davon ausgehen, dass er diese Beziehung dramatischer und folgenschwerer sieht, als sie wirklich war.

Es ist derzeit fast unmöglich, etwas Sicheres über Grothendiecks Großmutter Anna mitzuteilen. Einer ihrer Neffen, der sich heute im Alter von 89 Jahren noch an sie erinnert, sagt: „Sie war eine Dame“. Da sie selbst aus einer reichen Bauernfamilie stammte, muss der geschilderte wirtschaftliche Niedergang sie noch mehr getroffen haben als ihren Mann. Sie war zu stolz, ...

Demnach hatten ihre Eltern sie vor der Ehe mit dem etwas windigen Albert Grothendieck gewarnt, eine Kritik, die sich später nur noch verfestigte: Ein Hotelbesitzer und Kaufmann, der vierspännig zu Pferderennen fuhr, das konnte nicht gut gehen! In den Sommerferien besuchte Anna mit einigen ihrer Kinder regelmäßig ihre Eltern in Mecklenburg. ... Tatsächlich wurde sie in ihrer Ehe durch ihre Pflichten als Ehefrau, Hausfrau, Mutter von fünf nicht einfachen Kindern, durch die immer schlechter werdenden wirtschaftlichen Verhältnisse, durch Schwangerschaften und Krankheit völlig aufgegeben, ein nicht gerade untypisches Schicksal einer deutschen Frau in dieser Zeit. Sie hat sich ganz für ihre Familie und ihre Kinder aufgeopfert, aber letzten Endes reichten ihre Kraft und ihre Gesundheit nicht, das alles durchzustehen. Hanka schildert ihre Mutter als eine verängstigte, willenslose, empfindsame und unglückliche Frau, dem Jähzorn und der Rücksichtslosigkeit ihres Mannes hilflos ausgeliefert. Wiederum ist vorstellbar (aber reine Spekulation), dass das Schicksal ihrer Mutter für Hanka immer ein abschreckendes Beispiel gewesen ist.

11. Hanka Grothendiecks Jugend

Wir wiederholen, dass sich auch dieses Kapitel vor allem auf die Darstellung in „Eine Frau“ stützt, wo Hanka Grothendieck ihr eigenes Leben bis zum Jahr 1927 beschreibt.

Hankas erste Lebensjahre verlaufen in dem Rahmen, der bei einer bürgerlichen Hamburger Familie zu erwarten ist. Doch schon sehr früh kommt es zur Entfremdung von der Familie. Sie schreibt: „Als sie dreizehn Jahre alt geworden war, beschloss Charlotte Babendeerde ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.“¹⁴ Sie ist offenbar eine gute Schülerin, muss jedoch das Lyzeum verlassen, als die Familie sich das finanziell nicht mehr leisten kann. Mit etwa siebzehn Jahren fängt sie eine Ausbildung als Kindergärtnerin an, die sie so wenig zu Ende führt, wie irgend etwas in ihrem Leben. Um diese Zeit beginnt dann endgültig ihre radikale Emanzipation – man muss sagen – von allen herkömmlichen Konventionen und Vorstellungen einer bürgerlichen Gesellschaft, zumal der hamburgischen.

Was diesen Bruch in ihrem Leben ausgelöst hat, ist nicht ganz klar zu erkennen. Ist es der bedrückende soziale Abstieg ihrer Familie, sind es uns heute unbekannte familiäre Probleme oder das unglückliche Schicksal ihrer Mutter, oder ist es einfach ihre Veranlagung, sind es ihre „Gene“ – wir wissen es nicht.

Sie nimmt zeitweise Schauspielunterricht, schreibt Gedichte und kleinere Prosa-Stücke, sie hat den Plan, sich in der Künstler-Kolonie in Worpswede bei Heinrich Vogeler niederzulassen, sie durchlebt psychische und physische Krisen. Sie beginnt, meistens völlig mittellos, ein unruhiges Wanderleben. In Jugendherbergen und anderswo ergeben sich Zufallsbekanntschaften; ...

Zurück in Hamburg macht sie die Bekanntschaft eines von der Kirche relegierten und entlassenen evangelischen Geistlichen, der im Rahmen der „Fichte-Hochschule“ – einer Art Volkshochschule – eine große Anhängerschaft um sich geschart hat. Es entwickelt sich ein etwas klebriges Verhältnis zwischen dem eitlen und salbungsvollen Familienvater und dem aufsässigen neunzehnjährigen Mädchen. Doch abgesehen davon ...¹⁵.

¹⁴ Charlotte (Lotte, Lott) Babendeerde nennt sie sich selbst in „Eine Frau“.

¹⁵ Es handelt sich anscheinend um ... der 1920 sein Pastorenamt niederlegte und Geschäftsführer der Fichte-Hochschule wurde.

Bei den Veranstaltungen der (politisch eher national orientierten) Fichte-Hochschule macht Hanka auch Bekanntschaft mit Reformbewegungen verschiedener Art, zum Beispiel der Freideutschen Jugend, die später in ihrem Leben kaum noch eine Rolle spielen. Sie durchlebt eine krisenhafte und ziellose Phase der „Selbstfindung“ (die vielleicht niemals ganz abgeschlossen wurde).

Wichtig für ihre nächste Lebensstation ist die Tatsache, dass sie über die Fichte-Hochschule die Bekanntschaft des bekannten Dramaturgen, Schriftstellers und Malers Lothar Schreyer macht, der dort nach Mitarbeitern für sein expressionistisches Experimentalthheater „Kampfbühne“ suchte. Sie wirkt in den Jahren 1920/21 als Schauspielerin und Rezitatorin bei der „Kampfbühne“ mit. Über die außerordentlich interessante und dramatische Geschichte dieses Theaters und seiner Mitarbeiter gibt es verschiedene Publikationen, die Hannah Grothendieck kurz erwähnen. In unveröffentlichten Erinnerungen, die Lothar Schreyer 1965 niedergeschrieben hat, heißt es über die Aufführung des Stückes „Kreuzigung“:¹⁶

Wie das schlichte Wandervogelmädchen Hannah Grothendieck das endlose Mutterweinen rhythmisch und klanglich bewältigte, ist mir immer unbegreiflich gewesen. Es war ein verzweifelter Menschenkampf gegen dämonische Gewalten ...

Zu den „dämonischen Gewalten“, von denen Schreyer hier spricht, ist Folgendes anzumerken: Zwei weitere Kampfbühne-Mitarbeiter, also enge Bekannte von Hanka, nämlich Lavinia Scholz und Walter Holdt, hatten, wie auch von Schreyer beschrieben wird, eine außerordentlich problematische persönliche Beziehung, die schließlich in einem gemeinsamen Selbstmord (oder einer Tötung mit anschließenden Selbstmord) endete. Hannah Grothendieck hat diese Episode in ihr Buch aufgenommen, allerdings beträchtlich umgestaltet – bisher der einzige Fall, wo sich ein Abweichen von dem historischen Geschehen nachweisen lässt. ...

Über das Leben von Lavinia Scholz, das in der erwähnten Katastrophe endete, berichtet ausführlich das in der letzten Fußnote erwähnte Buch von Athina Chadnis. ...

¹⁶ Lothar Schreyer: *Expressionistisches Theater*, Toth, Hamburg 1948; Lothar Schreyer: *Erinnerungen an Sturm und Bauhaus*, Langen-Müller, München 1956; Athina Chadnis: *Die expressionistischen Maskentänzer Lavinia Schulz und Walter Holdt*, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt 1998. A. Chadnis verdanke ich auch den Hinweis auf das Manuskript im Nachlass Lothar Schreyer.

Es verdient auch festgehalten zu werden, dass es unter Mitwirkung von Hanka zu einer Aufführung der Kampfbühne in Berlin kam, die auf eine Einladung von Herwarth Walden zurückging. Hanka erhielt ein Honorar von 300 Mark und überlegte, ob sie von diesem Geld ein kleines gerade ausgestelltes Gemälde von Paul Klee kaufen sollte, was dann aber nicht geschah. (Herwarth Walden, eine zentrale Persönlichkeit des deutschen Expressionismus in allen seinen Facetten, fungierte als „Agent“ und Galerist für Klee.)

Betrachtet man als Außenstehender Hankas Situation zu diesem Zeitpunkt, so lässt sich durchaus eine Perspektive für ihr Leben sehen. Sie ist jung, begabt, vielleicht auch attraktiv, jedenfalls sehr selbstbewusst, sie hat erste Erfolge als Schauspielerin, sie hat die Bekanntheit bedeutender und einflussreicher Persönlichkeiten gemacht, sie hat sogar ein Lebensziel, nämlich Schriftstellerin zu werden. Sie ist mit der wichtigsten Kunstrichtung dieser Zeit, dem Expressionismus, näher bekannt geworden, etwas das für ihre eigene künstlerische Entwicklung als Schriftstellerin von Bedeutung ist. Und das alles zu einem Zeitpunkt, da das kulturelle Leben – gerade in Berlin – einen gewaltigen Aufschwung nehmen wird. Man könnte schon sagen: Sie ist zur richtigen Zeit am richtigen Ort. ...

Im Nachhinein erscheint es jedoch auch so, dass genau in dieser Zeit ihr Leben eine unglückliche, geradezu tragische Wende nahm und in ein Chaos führte, dem sie nicht mehr enttrinnen konnte.

In diesem gärenden Umfeld, das durch avantgardistische künstlerische Bestrebungen ebenso gekennzeichnet ist wie durch die reformerischen Veranstaltungen der Fichte-Hochschule, in zahllosen Diskussionszirkeln junger Leute, in der Wandervogel-Bewegung, aber auch vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrise nach dem Weltkrieg, die zu Verarmung weiter Bevölkerungsschichten, auch ihrer eigenen Angehörigen, geführt hatte, kommt Hannah Grothendieck (wie sie sich damals nannte) mit anarchistischen, sozialistischen und kommunistischen Kreisen in Berührung.

Vielleicht spielt bei ihrer nächsten Lebensstation auch der Zufall eine Rolle. Jedenfalls beschreibt sie in EF, wie ihr Bruder ihr eines Tages eine Ausgabe der Wochenzeitung „Der Pranger“ zeigt, eine in den Jahren 1920/21 erscheinende Hamburger Wochenzeitung, das „Organ der Hamburger Kontrollmädchen“, der Prostituierten von Altona und St. Pauli. (Das Wort „Kontrollmädchen“ bezieht sich auf

die Tatsache, dass die Prostituierten der Kontrolle der Behörden und der Polizei unterstanden.)

Hanka ist sogleich Feuer und Flamme und findet ein neues Betätigungsfeld. Sie entschließt sich sofort, bei dieser Zeitung als Redakteurin (und tatsächlich „Mädchen für alles“) mitzuwirken. ...

Es ist ein wenig grotesk, dass die trotz ihres Wanderlebens und einiger erotischer Eskapaden immer noch recht unerfahrene (Jung-)Frau hier als Ratgeberin der zweifellos sehr viel abgebrühteren Prostituierten auftritt.

In dieser Zeitung findet sich die einzige bisher nachweisbare Veröffentlichung von Hanka Grothendieck, das Gedicht „Großstadtnächtliches“, das zur Beschlagnahme der Ausgabe und zu einem Gerichtsprozess führte (der schließlich in einem Freispruch endete). Es ist am Ende dieses Kapitels abgedruckt. Beim Lesen möge man sich daran erinnern, dass es von einer Neunzehn- oder Zwanzigjährigen geschrieben wurde.

In einem weiteren Gerichtsverfahren gegen den Pranger könnte Hanka eine für das Leben ihres späteren Sohnes entscheidende Bekanntschaft gemacht haben. In Nr. 28 des Jahrganges 1920 des Prangers wird über die Verhandlung berichtet, und es heißt dort:

Nachdem sich eine so bedeutende ethische Kapazität wie Pastor Heydorn im gleichen Sinne [nämlich im Sinne der Zeugen der Verteidigung] geäußert hatte, wurde die Beweisaufnahme als geschlossen erkannt.

Dieser Pastor Heydorn wird uns in späteren Kapiteln wieder begegnen; er hat im Leben von Alexander Grothendieck als Pflegevater eine ganz wesentliche Rolle gespielt.

Durch ihre Arbeit am „Pranger“ kommt Hanka Grothendieck noch mehr als bis dahin in ihrem Leben mit den unteren und untersten Gesellschaftsschichten, mit Arbeitern, mit Arbeitslosen, dem städtischen Proletariat, mit Prostituierten und Zuhältern, entlassenen Strafgefangenen, mit den Problemen von Alkoholismus, häuslicher Gewalt, unerwünschten Schwangerschaften, Krankheiten, Wohnungslosigkeit, mit dem ganzen sozialen Elend dieser Zeit in Berührung, zugleich aber auch mit überzeugten Kommunisten und Anarchisten, die ihre Anhängerschaft in diesen Schichten suchen und finden. Der „Pranger“ bietet für diese Menschen eine Art Beratung an, und Hanka schreibt zum Beispiel für Prostituierte oder Straffällige Briefe an Behörden und dergleichen. (Hanka selbst ist niemals Mitglied der KPD gewesen und stand innerlich dieser Partei eher fern.)

12. Hanka Grothendieck und Alf Raddatz

In diesem Milieu lernt Hanka Grothendieck etwa 1921 in Hamburg Johannes „Alf“ Raddatz kennen, einen offenbar intelligenten, witzigen und in gewisser Weise gewinnenden und charmanten Mann, der aber zu jeder geregelten Arbeit unfähig oder unwillig ist. Der Bericht über das erste Zusammentreffen in „Eine Frau“ beginnt mit folgenden Worten:

Ein kluges und anziehend-hässliches Gesicht wie das einer intelligenten Meerkatze auf einem kleinen schlecht proportionierten Körper ...

Tatsächlich passt diese Beschreibung in verblüffender Weise auf eine Fotografie dieses Mannes, die sich in den Unterlagen von Hankas Verwandtschaft finden ließ. Alf zeigt anfangs kein besonderes Interesse an Hanka, aber Hanka setzt – wie immer – ihren Willen durch.

Alf Raddatz wurde am 7. Januar 1897 in Hamburg geboren. Seine Eltern waren Paul Hermann August Raddatz aus Stargard in Pommern und Maria Elisabeth geb. Bosselmann aus Blankenese. Der Vater hatte wie schon der Großvater Wilhelm Daniel Robert Raddatz das Schlosserhandwerk erlernt und besaß im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts eine Maschinenfabrik in Hamburg, die Maschinenteile herstellte. In ihrer besten Zeit beschäftigte sie 35 Arbeiter. Er wird (in „Eine Frau“) als ein klassenbewusster Sozialdemokrat beschrieben, der es ablehnte, seinen begabten Sohn auf das Gymnasium zu schicken, um ihm so den sozialen Aufstieg zu ermöglichen. Die Maschinenfabrik wurde anscheinend während der Inflationszeit verkauft. Offenbar lehnte es Paul Raddatz als ehrlicher Mensch ab, den Erlös illegal in harter Währung anzulegen. Auf diese Weise verlor er sein Vermögen. Die Fabrik selbst existierte mit anderen Eigentümern bis nach dem Zweiten Weltkrieg. ...

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war er im antifaschistischen Widerstand aktiv. Er wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt und hat in den Jahren 1933/34 im Zuchthaus Fuhlsbüttel (ab August 1933 das Konzentrationslager „Kola-Fu“) eingesperrt. Zur gleichen Zeit war dort der Kommunist Willi Bredel inhaftiert, der über seine Erlebnisse einen autobiographischen Roman mit dem Titel „Die Prüfung“ geschrieben hat, der schon 1934 im Malik-Verlag in London erschien, ein Welterfolg wurde und in viele Sprachen übersetzt wurde. Angeblich taucht Raddatz in die

sem Buch unter geändertem Namen auf. Bredel beschreibt eindringlich die schrecklichen Zustände in Fuhlsbüttel. Ein gängiges Verfahren war es, die Inhaftierten so lange zu prügeln und zu foltern, bis sie von dem in der Zelle gelassenen Strick Gebrauch machten. Bekanntlich sind viele der Verantwortlichen niemals zur Rechenschaft gezogen worden, weder in der späteren Bundesrepublik, noch in der DDR. Infolge der dort erlittenen Misshandlungen ist Paul Raddatz nach Aussage seiner jüngsten Tochter Herma 1936 gestorben.

Alf Raddatz absolvierte nach seinem Volksschulabschluss eine Maschinenschlosser- und Automechaniker-Lehre (wohl im väterlichen Betrieb) und bestand die Gesellen-Prüfung. Dann kam der Erste Weltkrieg; Alf Raddatz landete schließlich bei den Fliegern und wurde wegen mehrerer Abschüsse feindlicher Flugzeuge mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und dem Hanseaten-Kreuz dekoriert. Nach dem Krieg ging er nur noch kurze Zeit als Automechaniker und Kraftfahrer einer geregelten Tätigkeit nach. Die Hoffnungen des Vaters, in ihm einen Nachfolger für die Leitung des Betriebes zu finden, zerschlugen sich jedoch sehr bald.

Nach dem Weltkrieg wurde Alf politisch aktiv. Von 1919 bis 1922 hatte er der SPD angehört, 1926 wurde er Mitglied in der KPD. Zugleich wandte er sich der Schriftstellerei zu, veröffentlichte aber wohl nichts außer gelegentlichen witzigen oder politischen Gedichten in linksgerichteten Zeitungen wie „Die Welt am Abend“, „Die Rote Fahne“ oder „Berliner Tageblatt“. Eine mögliche Tätigkeit als Journalist bei der sozialdemokratischen Presse in Hamburg interessierte ihn nicht.

Als Hanka ihn kennen lernte, hatte er gerade eine bizarre Episode hinter sich – und hier vermischen sich vielleicht Wirklichkeit und Fiktion: Zusammen mit einem Kumpel hatte er einen kleinen Motorkutter geklaut, um nach Südamerika durchzubrennen. Das Unternehmen scheiterte nach wenigen Tagen im Sturm und mit Motorschaden vor der dänischen Küste. Er wurde in Dänemark verhaftet, kam vor Gericht, verteidigte sich selbst mit großartigen Reden und wurde zu neun Monaten Gefängnis verurteilt, die im wesentlichen durch die Untersuchungshaft abgegolten waren. Das ganze wird als eine einzige Sauftour und Verbrüderung aller Beteiligten geschildert. Und Raddatz meinte, „Seeraub“ mache sich in einem Lebenslauf doch zweifellos viel besser als einfacher Diebstahl (womit er ja Recht hat).

Hanka und Alf leben bald zusammen – in entsetzlicher Armut. Mit teilweise etwas skurrilen Gelegenheitsarbeiten – sie schreiben zum Beispiel graphologische Gutachten –, mit Veruntreuungen,

Zechprellerei, kleineren Diebstählen – vor allem von Zigaretten – halten sie sich über Wasser. Im elterlichen Haushalt lassen sie Wäsche aus der Aussteuer der Mutter mitgehen und versetzen sie im Pfandhaus, sie klauen Briketts und tragen sie im Rucksack durch halb Hamburg in die eigene kärgliche Wohnung. Hankas Gelderwerb kommt öfter in die Nähe zur Prostitution. Nach einer größeren Unterschlagung im Freundeskreis kann Raddatz sich in Hamburg nicht mehr sehen lassen. Beide reisen völlig mittellos zu Verwandten und Bekannten nach Hannover und Bremen. ... All dies wird in „Eine Frau“ in faszinierender Weise geschildert.

Vor allem die nackte Armut weiter Bevölkerungsschichten in dieser Zeit kann man sich heute kaum noch vorstellen: Zucker wird viertelpfundweise eingekauft, und wenn Hanka im Haushalt ihrer Mutter eine Mahlzeit mit zwei Spiegeleiern erhält, hat sie das Gefühl, dass sie jetzt wieder zwei weitere Tage überleben kann. Das Verhältnis zu den Eltern, die den Nichtstuer Raddatz entschieden ablehnen, vor allem zum Vater, ist äußerst gespannt. ...

Eigentlich sind Hanka und Raddatz beide Anhänger der „freien Liebe“, aber sie heiraten dann doch (vielleicht aus reinem Trotz) am 18.5.1922 in Hamburg. Dann wird Hanka schwanger; ein Sohn (in „Eine Frau“ Alf genannt) wird geboren und stirbt nach neun Tagen. Die Schilderung dieser neun Tage gehört zu den eindrucksvollsten und bedrückendsten des ganzen Buches „Eine Frau“. Sie ist dermaßen realistisch, dass man sie sich kaum als ein Produkt der künstlerischen Phantasie Hankas vorstellen kann, sondern annehmen muss, dass sie auf wirklichen Erlebnissen beruht. Allerdings wussten die wenigen Personen, die Hanka noch gekannt haben, nichts von diesem Kind. ...

Um diese Zeit geht der „Pranger“ ein, und Hanka muss sich neue Beschäftigungen suchen. Unterstützt von einem Nachtclub-Besitzer gründet sie mit Raddatz ein „Literarisches Kabinett“, in dem zeitweise sogar Claire Waldorff auftritt (eigens dafür mit Zofe, Hündchen und Portwein aus Berlin anreisend). ...

Am 24.1.1924 wird in der Hamburger Wohnung des Ehepaares Raddatz eine Tochter Frode (in der Familie immer nur „Maidi“ genannt) geboren. Wieder kommt es bei der Geburt zu dramatischen Ereignissen, die in „Eine Frau“ in höchst beklemmender und eindrücklicher Weise geschildert werden. Es gibt Schwierigkeiten mit der Nachgeburt, die Hebamme kann nicht helfen, und Stunden vergehen, bis der verzweifelt in der Stadt umherirrende Raddatz einen Arzt findet. ...

Der soziale Abstieg setzt sich fort (soweit das überhaupt noch möglich ist). Zu Fuß wandern sie mit Baby und Kinderwagen von Hamburg nach Berlin, betteln und sind dankbar, wenn sie einmal in einer leeren Gefängniszelle übernachten können. Glücklicherweise finden Hanka – und wohl gelegentlich auch Raddatz – Arbeit als freie Mitarbeiter bei der Tageszeitung „Welt am Montag“. Maidi wird nach einiger Zeit bei den Großeltern untergebracht, die in trüber Stimmung am 23.2.1925 ihre Silberhochzeit feiern.

In Berlin leben beide von der Hand in den Mund, ist einmal Geld in der Tasche – woher auch immer – wird es sogleich in der sinnlosesten Weise ausgegeben, sie verkehren in Künstlerkreisen, haben Kontakte zu Anarchisten, nehmen alte Bekanntschaften wieder auf und machen neue. Es ist ein elendes Leben in trostlosen möblierten Zimmern oder feuchten Kellerräumen, ein Leben, das wenig Höhen und viele Tiefen kennt. Mehrere Abtreibungen werden erforderlich; mal trennen sie sich, dann leben sie wieder zusammen. Es gibt nur zwei Konstanten: die bedrückende unausweichliche Armut und ein unerschütterlicher Hochmut, der sie jede geregelte Arbeit, jede bürgerliche Lebensweise zurückweisen lässt. Vor allem Raddatz erklärt unerschütterlich immer wieder, wenn er kein gebügeltes weißes Hemd und anständiges Essen habe, könne er einfach nicht arbeiten.

Mitte der zwanziger Jahre erschien aus Paris kommend ein russisch-jüdischer Anarchist in Berlin, der dort angeblich einige persönliche Angelegenheiten zu regeln hatte. Wir haben schon gehört, wie Hankas Leben danach weiterging.